Die Beurteilung Friedrichs des Großen im Zeitalter der Erhebung und der preußischen Reformen.

Ein Beitrag zur Bildung der politischen Meinung in Preußen in der Frühzeit der deutschen Einheitsbewegung.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät der
Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Wilhelm Meise
aus Herford.

Marburg 1934

Druck von der Buchdruckerei der Anstalt Bethel in Bethel bei Bielefeld

Die Beurteilung Friedrichs des Großen im Zeitalter der Erhebung und der preußischen Reformen.

Ein Beitrag zur Bildung der politischen Meinung in Preußen in der Frühzeit der deutschen Einheitsbewegung.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät der
Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Wilhelm Meise
aus Herford.

Marburg 1934

Druck von der Buchdruckerei der Anstalt Bethel in Bethel bei Bielefeld

Als Dissertation angenommen am 30. Juli 1931.
Berichterstatter: Professor Dr. Wilhelm Mommsen.
Tag der mündlichen Prüfung: 4. August 1931.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

Meinen lieben Eltern!

Inhalt.

Vorwort.

Die vorliegende Untersuchung will unseren Blick zurückführen in jene bewegte Zeit, da in Zersplitterung, Schwäche und Fremdherrschaft das alte deutsche Reich und seine bunte Staatenwelt zusammenbrachen und aus ihren Trümmern der große Freiheitskampf erwuchs, der außer der Niederwerfung des napoleonischen Regiments auch die große volkstümliche Bewegung einleitete, die mit ihren nationalen und politischen Bestrebungen die deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert stark bestimmen sollte. Form und Ausdruck gaben ihren Forderungen zunächst nur wenige führende Männer, aber je länger desto mehr gewannen ihre Gedanken von einem einheitlichen und freiheitlichen nationalen deutschen Staat doch allgemeine Bedeutung und Geltung und übten daher auf die weitere Entwicklung der Bewegung einen nachhaltigen Einfluß aus. Die Stellung festzustellen, welche Friedrich der Große, seine Persönlichkeit, sein Wirken und sein Werk, in dem politischen Denken dieser Zeit einnahmen und dem nachzugehen, wie sich der König und sein absolutistischer Staat in das politische Idealbild der frühen Einheitsbewegung einfügte, soll die Aufgabe dieser Arbeit sein. Die Beschränkung der Untersuchung vorwiegend auf Preußen gebietet außer dem zur Verfügung stehenden Material vor allem der Kreis der Männer, die den König bewußt in den Bereich ihrer politischen Betrachtungen stellten.

Die gegenwärtige Zeit drängt uns einen geschichtlichen Vergleich auf. Einer hervorragenden, durch das Wirken einer genialen politischen Persönlichkeit geschaffenen Machtstellung folgte im 19. wie im 20. Jahrhundert ein ebenso tiefer Sturz. Unsere Zeit wird nicht müde, immer wieder nach ihren Ursachen zu fragen und auf Bismarck zurückzugreifen, dessen staatsmännische Größe diese letzte Blütezeit schuf. Da erhebt sich die Frage, ob auch in jener Zeit, die wie jede andere nach den Ursachen ihres politischen Elends fragte, die Persönlichkeit Friedrichs des Großen von ähnlicher Bedeutung war, ob er, wie heute Bismarck, in gleicher Weise in den Kampf der politischen Meinungen hineingezogen wurde.

Wir hätten das erwarten sollen. Es kann auch darüber kein Zweifel aufkommen, — manche Zeugnisse weisen darauf hin, — daß in jener Zeit die Erinnerung an Friedrich den Großen in weiten Kreisen des preußischen Volkes durchaus lebendig war. In eigenartiger Weise ergibt sich aber zugleich, daß bei der Fülle politischer Betätigung auch in Preußen die bewußte Beschäftigung mit Friedrich in jenem Zeitraum verhältnismäßig gering gewesen ist, und daß sie, vor allem nach Beendigung der Freiheitskriege, offenbar stark beeinträchtigt wurde durch die Beschäftigung mit der Frage einer deutschen Verfassung. So treten Männer wie Görres, Wilhelm von Humboldt,

Gneisenau und Luden hier ganz oder doch fast ganz zurück. Selbst Thon, der als erster in fast prophetischer Weise die deutsche Entwicklung vorausahnte, hat Friedrich in seinen Ausführungen nicht beachtet. Aber auch Jahn, Stein und andere nehmen nur einen verhältnismäßig geringen Raum ein. Allein Arndt und Schleiermacher haben sich ganz bewußt und eingehend mit dieser größten Persönlichkeit ihrer jüngsten geschichtlichen Vergangenheit auseinandergesetzt. Die bei aller Verwandtschaft ihrer politischen Ideen trotzdem grundsätzlich voneinander abweichende Würdigung Friedrichs und die Verschiedenheit ihres Urteils ist uns daher interessant und bemerkenswert.

Sollte das Bild Friedrichs in jener Zeit nicht lückenhaft erscheinen, so mußten diesen Männern der frühen Einheitsbewegung auch die der alten Staatsauffassung mit ihrer Vorstellung vom großen König zur Seite gestellt werden. Von der Marwitz, der bedeutendste Vertreter der altpreußischen Opposition, läßt uns in lebhaften Farben seine Verehrung für Friedrich und die Bedeutung seines Vorbildes für sein Handeln erkennen. Im publizistischen Tageskampf wie auch im Streben um die Erneuerung des preußischen Staates sehen wir in den Urteilen über Friedrich den Großen sehr klar gleichzeitig die politischen Meinungen jener Zeit überhaupt aufeinander stoßen.

Schwierigkeit machte die Einordnung des Urteils der wissenschaftlichen Kreise jener Zeit über Friedrich. Meist erging man sich in der geschichtlichen Erforschung des Mittelalters, während die der neueren deutschen Geschichte, auch die der fridericianischen Zeit, völlig darniederlag. Allein Johannes von Müller hatte den Versuch gemacht, sie quellenmäßig zu erschließen, war jedoch in den Anfängen steckengeblieben. Aber er durfte nicht übergangen werden, sollte nicht ein wesentliches Glied der Beurteilung Friedrichs in jener Zeit fehlen.

Besonders hinzuweisen ist auf die enge Verbundenheit, die zwischen dem Urteil über Friedrich den Großen und der Stellung jedes einzelnen zum Staat überhaupt und zum preußischen Staat im besonderen besteht. Das ist für die Bildung der politischen Meinung in diesem Zeitraum sehr bedeutungsvoll. Denn der Mangel an wirklicher historischer Forschung hatte bei allen Männern jener Zeit ein durch Tradition und idealisierte Ueberlieferung, durch Liebe und gefühlsmäßige Leidenschaft bestimmtes Bild entstehen lassen, welches nur selten der geschichtlichen Treue nahe kam. Aber die Bedeutung Friedrichs für den preußischen Staat hatten sie doch zeitig erkannt, und keiner von ihnen hatte es je vermocht, dem genialen Schöpfer preußischer Großmachtstellung seine Anerkennung zu versagen.

Die Entwicklung in der Beurteilung Friedrichs des Großen bis zur Wende des 18. Jahrhunderts.

In der Frühe des 17. August 1786 hatte Hertzberg seinem König die Augen zugedrückt. In stiller Abgeschiedenheit hatte die tatenreiche Regierung Friedrichs des Großen ihren Ausklang gefunden. Fast ein halbes Jahrhundert hatte dieser Fürst bestimmend an dem politischen Geschehen seiner Zeit teilgenommen, den deutschen Namen wieder zu Ansehen, seinen Staat Preußen aber zu Macht und Wohlstand gebracht.

Schon bei seiner Thronbesteigung hatte Friedrich durch seine Energie, Umsicht und Selbsttätigkeit, wie auch durch die Verschmähung jeden Hofgepränges die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Als er dann in zwei glücklichen Kriegen einem mächtigen Gegner Schlesien abgewann und behauptete und dadurch seinen preußischen Staat zur Großmacht erhob, da richteten sich die Augen ganz Europas auf den jungen und ehrgeizigen Eroberer. Der siebenjährige Krieg, den er um den Bestand seiner Dynastie führen mußte, und in dem er sich mit nur geringer Unterstützung gegen die Heere Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands, Schwedens und des deutschen Reiches hauptsächlich durch sein Genie behauptete und den Bestand seiner Staaten sicherte, erhob ihn vollends auf den Gipfel kriegerischen Ruhmes. Da wurde Friedrich über Preußens Grenzen hinaus der Held Deutschlands und das Ausland bewunderte ihn. Da war Friedrich der nationale Held des ganzen deutschen Volkes geworden, dessen Bild sowohl in dem Hause des niederdeutschen Bürgers als auch des oberdeutschen Bauern neben dem Luthers oder des Landespatrons hing[1]).

In langer, fast ununterbrochener Friedenszeit arbeitete der König dann unermüdlich an dem Wohlergehen seiner Länder, erwarb sich große Verdienste um die Förderung von Ackerbau, Handel und Gewerbe, um Aufklärung, Rechtspflege und Gesetzgebung seines Staates. So verheilten die dem Lande in den langen Kriegsjahren geschlagenen Wunden überaus rasch. Im Frieden wie im Kriege hatte Friedrich seine Größe aufs glänzendste bewiesen. Sein persönliches Beispiel als ein einfacher und sparsamer Regent, dem Pflichterfüllung höchsten Lebenszweck bedeutete, trug dazu bei, die Verehrung, die er bei seinem Volke genoß, noch zu vertiefen.

Des Königs entschiedenes Eintreten gegen Oesterreichs Pläne, Bayern für sich zu erwerben, und die Erhaltung dieses Landes für seine rechtmäßigen Erben verlieh seinem Ruhme neuen Glanz. Die Sicherung des Bestandes der deutschen Territorialstaaten gegen zu befürchtende Uebergriffe und Anmaßungen Oesterreichs durch den

---

[1]) Vergl. dazu Dohm, Denkwürdigkeiten, Bd. V, S. 452.

bald darauf geschlossenen Fürstenbund brachte, wenn auch sein eigenes Interesse und die Wahrung und Beschützung der Rechte der übrigen Reichsglieder dabei Hand in Hand gingen, seinem Namen neuen Ruhm und große Popularität.

Groß war nach allen Zeugnissen der Eindruck, den sein Tod auf die öffentliche Meinung hervorrief[2]). Indes waren die Empfindungen doch sehr verschieden. Weiteste Kreise des Volkes erfüllte tiefe und aufrichtige Trauer über des Königs Tod. Man ahnte wohl die gewaltige Lücke, die im politischen Leben Deutschlands entstanden war. Die naive Frage des schwäbischen Bauern, wer denn nun die Welt regieren solle[3]), ist ein lebendiger Ausdruck der Stimmung, die in weitesten Schichten des Volkes lebendig war. Wie weit das Interesse für Friedrich herrschte, kennzeichnet treffend die Erzählung Goethes von seiner italienischen Reise, daß er seinen Wirtsleuten den Tod Friedrichs verheimlichen mußte, um ihnen nicht durch eine so unselige Nachricht verhaßt zu werden[4]).

Aber diese Trauer war doch nicht allgemein. Weithin, vor allem in den Kreisen der Gebildeten hatte man das fridricianische Regiment doch auch als lästig und drückend empfunden. Und wenn der König auf seine Weise alles getan und seine Kraft unverdrossen auch für sie eingesetzt hatte, so gab es doch einen Teil seiner Untertanen, der froh war, von dem Druck seiner mächtigen Hand und seinem gewaltigen Willen endlich befreit zu sein. Die Wohltaten seiner Regierung hatte man als Notwendigkeiten gern hingenommen, das Lästige und Drückende aber mit Ungeduld ertragen. Man versprach sich von einer neuen Regierung größere Ungebundenheit und Beweglichkeit[5]). Dazu mochte auch das Verlangen nach etwas Neuem manchem seine fast fünfzigjährige Regierung überdrüssig gemacht haben. So war in des Königs Landen der Eindruck seines Todes weithin abgeschwächt worden.

Eine Fülle von Lob- und Schmähschriften auf den verstorbenen König schoß wie Pilze geradezu aus der Erde empor. Sie spiegelte alles, was an Liebe und Verehrung, an Abneigung und Kritik im Volke sich vereinigt hatte[6]). Dann zogen die Ereignisse in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Flut der Lob- und Schmähschriften verlief sich. Von der Vergangenheit und ihrem Helden wandte sich die Aufmerksamkeit nunmehr hin zur Gegenwart und Zukunft. Die Armee allerdings bewahrte ihren Stolz auf ihren alten Helden, durch Tradition und Sage idealisiert lebte das Andenken des großen Monarchen beim gemeinen Manne fort, unter den

---

[2]) Vergl. dazu W. Görisch, Friedrich der Große in den Zeitungen. Berner Diss. 1907, S. 226—241. Volz III, S. 213 ff.

[3]) Wiegand, Friedrich der Große S. 163. Volz III S. 267.

[4]) Goethe, Italienische Reise, Werke I. Bd. 30, S. 180 f. (28. IV. 1787.)

[5]) Vergl. Dohm III, S. 182.

[6]) Eine erste Aufstellung findet sich in Allg. Deutsche Bibliothek LXXX. S. 253—283. Außerdem auch bei Dohm, Bd. V. S. 1 ff., auch bei Koser, Friedrich der Große. Bd. IV. S. 119 ff.

Gebildeten der Nation aber hörte die Kritik an Friedrichs Person und Regierung nicht auf. Sie setzte sich fort durch die Zeit des nationalen Niederganges bis in die Tage der Freiheitskriege.

Diese Kritik entstand gewiß zum großen Teil unter dem unmittelbaren Einfluß der französischen Revolution, deren welterschütternden Ereignisse die Erinnerung an den großen König zurückdrängten, und deren Beweggründe und Ziele wie überall zu einer kritischen Betrachtung und Prüfung der eigenen politischen Verhältnisse anregten, auch wenn man ihr nicht unbedingt zustimmte. Aber der tiefere Grund dieser Kritik wird doch wohl zu suchen sein in der neuen Richtung des gesamten geistigen Lebens, wie sie sich um die Jahrhundertwende äußerte in Literatur und Philosophie, in den sich ändernden Anschauungen von der Aufgabe des Staates überhaupt und vom Verhältnis der Einzelpersönlichkeit zum Gemeinwesen. Weltbürgertum und Kosmopolitismus hatten den Gebildeten ferngehalten von einer aktiven Beteiligung am politischen Leben. Ebenso hatten die Auffassungen vom Werte der Individualität und ihrer Entwicklung zum Gegensatz gegen den Staat schlechthin geführt. Dabei handelte es sich um den damaligen Staat allgemein und die Art und Weise, in der er bisher seine Aufgaben bestimmt hatte.

Von einer anderen bisher ganz unbekannten Seite setzte um die Jahrhundertwende außerdem die Kritik am fridricianischen Staate ein. Längst waren andere Nationen, vor allem Frankreich und England zu einem Staate gelangt, welcher gleichbedeutend war mit der Verkörperung ihrer Nation. Längst fielen bei ihnen die Grenzen von Staat und Nation zusammen, waren untrennbar miteinander verbunden. Indessen hatte man bei anderen Völkern, besonders aber bei Deutschland und Italien, ein Ergebnis ihrer wirrenvollen Geschichte, jegliches Streben nach einem solchen Staat vermissen müssen. In Deutschland vor allem hatte die Entwicklung der letzten Jahrhunderte nicht nur ein staatliches Zusammenwachsen immer wieder verhindert, sondern es war auch, wie kein anderes Land in kleine und kleinste Staatengebilde aufgelöst worden.

Diese unheilvolle Zersplitterung war kaum als unheilvoll empfunden worden. Im partikularen Einzelstaat bildete das moderne Staatswesen mit verschiedenem Erfolg ein eigenes Staats- und Nationalgefühl aus, wogegen der Reichsgedanke immer mehr an Festigkeit und Gehalt verlor. So konnte Friedrich der Große seinen Kampf um Preußens Größe gegen Reichsgewalt und Reichseinheit führen, ohne daß seine Zeit ihm einen Vorwurf daraus gemacht hätte. Es fehlte eben dem Reiche ein Mittelpunkt, um den sich alles konzentriert hätte. Aber auch Preußen konnte trotz seines beispiellosen Aufstieges und obwohl es der Stolz auch vieler nichtpreußischer Deutscher war, schlechterdings nicht der Staat sein, der der Mehrheit des Volkes eine Verkörperung der Nation bedeutet hätte, denn dieser preußische Staat blieb dem Deutschen fremd. Es war doch lediglich die überragende Größe seines Schöpfers, der Mann, der dem Deutschen wieder einen Namen in der Welt geschaffen hatte, für den man

sich begeisterte. „So war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte"[7]).

Und doch sollte Friedrichs Wirken in starkem Maße den Anstoß geben zu einer nationalen Sammlung. In schweren Kämpfen hatte der König den Deutschen gezeigt, was sie vermochten und welche Bedeutung sie in der Welt hatten. Und alle waren durch ihn wieder mit einem frohen Stolz auf ihren deutschen Namen beseelt worden. So vollzog sich mit unter dem Einfluß der Persönlichkeit und der Taten des großen Preußen die Befreiung des deutschen Geisteslebens von dem beherrschenden Einfluß Frankreichs zu einem Aufschwung von ungeahnter Höhe. Kein Geringerer als Goethe bekannte selbst: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des 7jährigen Krieges in die deutsche Poesie ... Friedrich hatte die Ehre eines Teiles der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Teil an seinem Siege zu nehmen. Aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form ... Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen"" zu befreien"[8]).

So fiel in jene Zeit der Beginn der glänzendsten Periode der deutschen Literatur und Philosophie. Weite Kreise der Nation fanden nun die Einheit der Deutschen, soweit sie wünschenswert oder vom Schicksal bestimmt sei, ausschließlich oder doch hauptsächlich in ihrem geistigen Wirken und Schaffen, in ihrer Wissenschaft, Literatur und Kunst. Sie hielten jeden Zustand für befriedigend, der nur die Selbständigkeit dieses geistigen Strebens und der sie bedingenden Sprache, welche das Volk als organische Einheit bezeichnete und zusammenhielt, unangetastet ließ. So entstand ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das freilich nicht politischer, sondern lediglich kultureller Art war[9]). Es war das Streben nach der „Kulturnation", dem jegliches Streben nach nationaler und politischer Einheit fehlte. Erst die Zeit der Not in den Kriegen und Unterdrückungen der französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches ließ weite Kreise, vor allem auch unter den Intellektuellen die Notwendigkeit eines starken staatlichen Zusammenschlusses empfinden. Es wurde ihnen bewußt, daß die von ihnen geträumten Aufgaben und Werte einer „Kulturnation" sich nur erreichen ließen unter dem Schutze eines

---

[7]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 1. Teil, 2. Buch, Werke I. Bd. 26. S. 71.

[8]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 3. Teil, 12. Buch, Werke I. Bd. 27. S. 104.

[9]) Den eigenartig verwickelten Verhältnissen dieser Periode und den verschlungenen Pfaden ihrer weiteren Entwicklung ist Meinecke in seinem berühmten Buche „Weltbürgertum und Nationalstaat" erstmalig nachgegangen, auf das hier nur verwiesen werden kann.

politisch starken Staates. Waren staatliches Denken und Handeln bis dahin ausschließliches Vorrecht der Staatsmänner und Könige gewesen, so riefen diese Zeiten der Not im Staatsleben Kräfte wach, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Sie wollten teilnehmen am politischen Leben, mitarbeiten an der Rettung des Staates. Ueber den partikularen Staat hinaus dachten und arbeiteten sie zum erstenmal in der Geschichte an dem Gedanken der Zusammenfassung allen deutschen Landes und aller deutschen Zungen zu einem großen deutschen Staat. Das deutsche Geistesleben wandte sich politischem und nationalem Denken zu, die Entwicklung von der „Kulturnation" zur Staatsnation hatte begonnen. Die Ideen der französischen Revolution und das napoleonische Joch hatten ein gut Teil zu dieser Wendung beigetragen.

Es kann hier nicht der Ort sein, der nationalen Bewegung in ihren einzelnen Entwicklungsstadien nachzugehen. Das Streben nach der nationalen Einheit des Vaterlandes, mit dem sich von Anfang an der tiefe Wunsch nach politischer Freiheit verband, mußte notwendigerweise eine ernste Beschäftigung mit dem preußischen Staate und seinen Grundlagen, seiner Berechtigung und seiner Aufgabe und nicht zuletzt mit seinem Begründer Friedrich dem Großen nach sich ziehen. Das führte recht bald dazu, daß viele in Friedrich einen bedeutenden Teil des Unglücks begründet sahen, indem sie glaubten, daß seine politischen Maximen diesen Zustand vorbereitet hätten, vor allem aber, daß durch seine Politik die Einheit des Reiches zerschlagen worden wäre.

So taucht schon recht früh jener Vorwurf auf, der nie ganz verhallen wollte, daß Friedrich der Große durch sein Wirken recht eigentlich an dem Auseinanderfallen des Reiches die Schuld trüge. Daneben konnte aber auch die Staatsform seines Preußen den Forderungen eines neuzeitlichen und freiheitlichen Staates nicht entsprechen. Staatsform und Reichseinheit also waren die Faktoren, die für lange Zeit das Urteil über Friedrich den Großen bestimmen sollten.

Erstes Kapitel.

Friedrich der Große in der politischen Publizistik der Erhebungs- und Reformzeit.

Ernst Moritz Arndt und seine Stellung zu Friedrich dem Großen.

Arndts politische Entwicklung und seine Stellung zu Preußen-Deutschland.

Reichseinheit und Staatsform bestimmten in klarer Weise das Urteil des Mannes, der in besonders starkem Maße die Wünsche und Hoffnungen, die Sehnsucht und das Streben des deutschen Volkes jener Zeit verkörperte, der einer der ersten und bedeutendsten Wortführer dieser Einheitsbewegung war, Ernst Moritz Arndt. Mehr als ein volles Jahrzehnt hallten seine Schriften wider von den beiden Vorwürfen der Zerschlagung des Reiches durch Friedrich und der Maschinenhaftigkeit seines Staates. Immer wieder erneuerte er mit ungeschwächter Leidenschaft und in immer neuen Variationen diese Anklagen gegen Friedrich. Erst in den Freiheitskriegen, in den Tagen des Wiener Kongresses verstummten sie, um einer Annäherung und später gar einer freudigen Bejahung Friedrichs Platz zu machen.

Dieses Urteil Arndts ist entscheidend begründet in seiner Haltung zum preußischen Staat überhaupt. Seine politische Entwicklung spiegelt es bis in alle Einzelheiten wider und gibt uns den Schlüssel für die Bildung und Entwicklung seines Urteils über Friedrich den Großen.

Ernst Moritz Arndt entstammte einem alten erbuntertänigen Bauerngeschlecht. Er wurde 1769 auf dem damals schwedischen Rügen geboren. Die politische Gesinnung seiner Familie war gut monarchisch und schwedisch, doch wurde der junge Arndt durch des Vaters Bruder Christian, der selbst unter Friedrichs Fahnen gekämpft hatte, und der Mutter Bruder, den Ohm Schuhmacher, der auch ein begeisterter Verehrer des alten Friedrich war, schon früh mit Preußen und den Taten seines großen Königs bekannt gemacht. Arndts Jugend, charakterisiert durch eine geradezu leidenschaftliche Beschäftigung mit geschichtlicher Lektüre, begeisterte sich an seinen Taten, beklagte aber schon damals die Zerrissenheit der deutschen Geschichte[1]).

Arndts Studienzeit hinterließ keinen nachhaltigen Eindruck. Im Gegensatz zu seiner Umgebung berührten ihn die französische Revolution und ihre Errungenschaften kaum, „kälter und bedächtiger haben wohl wenige in Europa sie empfangen“[2]). Ja, sie trug vielleicht sogar dazu bei, seine monarchische Gesinnung noch zu festigen.

Die großen Reisen, die er gegen Ende des Jahrhunderts unternahm, lenkten seinen Blick ganz entschieden auf das politische

---

[1]) Briefe an Schwerin, S. 569/570.
[2]) a. a O. S. 570.

Gebiet[3]). Sie festigten in ihm die Abneigung gegen Frankreich und die Franzosen, die zunächst mehr gefühlsmäßiger Natur gewesen war[4]), und ließen sie zum bewußt national-politischen Gegensatz ausreifen. Er vermochte weder diesem Volke noch seiner Kultur irgendwelche Sympathien abzugewinnen. Hatte er früher schon der Revolution kalt gegenübergestanden, so trat ihm ihr Geist auf seiner Reise durch Frankreich ins Praktische übersetzt in Formen entgegen, die ihn nur abstoßen konnten[5]). Wenn das auch wohl zu einer Annäherung an Deutschland führte, so sollten doch erst die Revolutionskriege und die Demütigung Deutschlands sein partikulares schwedisches Heimatgefühl überwinden und ihn den Anschluß an Deutschland finden lassen[6]). Seine Reisen unter fremdem Volk und der völlige Zusammenbruch des Reiches ließen in ihm das Gefühl zum Siege kommen, ein Deutscher zu sein. Auf seinen Reisen hatte er sich noch geschämt, sich einen Deutschen zu nennen und sich für einen Schweden ausgegeben, nun wandte er seine Liebe, je größer das Unglück wurde, desto heißer dem bisher verkannten Vaterlande zu.

Arndts innere Entwicklung war mit seinen Reisen im wesentlichen abgeschlossen, er hatte schon damals eine politische Stellung gewonnen, der er in ihren Grundsätzen dann immer treu geblieben ist. Im wesentlichen waren es die Forderungen des Freiherrn vom Stein, mit dem ein gütiges Geschick ihn zusammenführte[7]). Die Grundzüge seiner Anschauungen: Ein lebendiger organischer Staat, getragen von der Anteilnahme aller Bürger am Leben und Geschicke dieses Staates, ihre Befreiung von politischer Bevormundung, ihre Erziehung zu politischer und sozialer Pflicht, sprach Arndt immer und immer wieder aus. Das feste Verharren auf solchen Forderungen, die er mit verschiedenen Worten immer wieder vertrat, ließen ihn nur sehr langsam in eine lebendige Fühlungnahme mit dem preußischen Staate kommen. Denn auch in Preußen fand Arndt nicht, was er ersehnte und Deutschland sah er nur als ein zerrissenes und schwaches Reich, das je länger desto mehr der Macht des Eroberers erlag, ja dessen einzelne Glieder in unwürdigster Weise ihr Vaterland preisgaben und an die Seite des Reichsfeindes traten. Die Ursachen dieses Zustandes glaubte er in dem Partikularismus der Einzelstaaten, vor allem aber in dem Widerstreit zwischen Oesterreich und Preußen suchen zu sollen. Dieser schien am meisten der Einheit und politischen Stärke Deutschlands entgegenzustehen. In Oesterreich sah Arndt ein für allemal die geschichtlich bestimmte Vormacht, in Preußen dagegen den Störenfried in Deutschland. Preußen galt ihm als die Ursache der Zersplitterung und Ohnmacht[8]). Preußen

[3]) Vergl. hierzu Müsebeck, E. M. Arndt I. S. 54 ff.
[4]) Schwerin, S. 570/571, auch Erinnerungen, S. 84 f.
[5]) Erinnerungen, S. 84 f., auch Müsebeck, a. a. O. S. 61 f.
[6]) Erinnerungen, S. 87.
[7]) Vergl. dazu Haym, Preuß. Jahrbücher V. S. 485.
[8]) Germanien und Europa, S. 93 ff.

hatte durch sein Machtstreben den Grund zu eifersüchtiger Rivalität gelegt. Dazu behagte ihm der absolutistische Charakter dieses Staates ganz und gar nicht. „Die preußische Luft gefällt mir nicht“[9]), schrieb er noch 1804 an seine Schwester Dorothea.

So stand Arndt in seinem deutschen Denken dem preußischen Staat und allem preußischen Wesen zunächst scharf ablehnend gegenüber. Erst Preußens Sturz ließ ihn sich ihm nähern, die Haltung seines Volkes in den Freiheitskriegen[10]), die Tatsache, daß es Deutschlands Sache zu der seinen machte, daß es wie kein anderes deutsches Land für Deutschlands Freiheit blutete und litt, versöhnte ihn. Und so sehr er früher die Nebenbuhlerschaft Preußens und Oesterreichs beklagt hatte[11]), so trat er nun ein für Preußens Vormachtstellung im Norden Deutschlands[12]), verurteilte er die undeutsche Politik Oesterreichs[13]). Da glaubte er in Preußen „auch eine für die Zukunft belebende und erhaltende Macht Deutschlands“ zu sehen. Er wurde „mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße“[14]).

Es wurde Arndt schwer, sich klar zu entscheiden. Aber die Entwicklung drängte vorwärts und zu Beginn des Jahres 1815, als er die Schrift „Ueber Preußens rheinische Mark“ schrieb, war nach seinem eigenen Zeugnis die entscheidende Wendung vollzogen[15]). Arndt schloß sich vorbehaltlos an Preußen an. Seitdem war der politische Zusammenschluß Deutschlands unter Preußens Führung seine stete Forderung. Ein starker Bundesstaat[16]) mit weitgehend eingeschränkter Selbständigkeit der Einzelstaaten[17]) sollte dieser Zusammenschluß sein. Die praktischen Vorschläge zur Einigung Deutschlands waren im übrigen utopischer Art, seine Vorschläge für eine deutsche Verfassung muten uns fast kindlich an.

Diese Entwicklung Arndts ist für unsere Fragestellung entscheidend, denn seine Schriften zeigen bis in die Einzelheiten eine genaue Parallelität auf in der Entwicklung seiner Haltung zu Preußen und seines Urteils über Friedrich den Großen. Solange Arndt Preußen gegenüber in Ablehnung verharrte, lehnte er in scharfer Weise auch Friedrich ab. Von dem Augenblick an aber, da er sich Preußen näherte, wurde er in seinem Urteil vorsichtiger. Als er sich dann schließlich zu Preußen durchgerungen hatte, schwieg er sich zunächst über Friedrich fast ganz aus, um ihn dann aber voll und ganz anzuerkennen. Die Beurteilung Friedrichs des Großen durch Arndt stellt sich dar als ein getreues Spiegelbild seiner Entwicklung zur Bejahung des preußischen Staates.

---

[9]) Meisner-Geerds, Lebensbild S. 51.
[10]) Rhein. Mark. S. 21. (1815.)
[11]) Geist der Zeit II. S. 389.
[12]) Blick, S. 7. (1814.)
[13]) a. a. O. S 13.
[14]) Erinnerungen, S. 231.
[15]) a. a. O. S. 230.
[16]) Rhein, Mark, S. 47, auch Belgien (1834), S. 121/122.
[17]) Blick, S. 7, S. 259 ff.

Arndts Stellung zu Friedrich dem Großen bis zum Jahre 1805.

Einst hatte Arndt als Knabe in jugendlicher Begeisterung den großen Preußenkönig als kleinen Markgrafen sterben oder mit seinen Adlern bis an die Alpen rücken lassen wollen[18]). Nun nach den Erfahrungen langer und eindrucksvoller Reisen, in denen sein politisches Urteil gereift war, wagte sich Arndt an eine kritische Betrachtung des großen Mannes zu einem Zeitpunkt, da er nach langen inneren Wirren sich zum Deutschtum bekennen wollte. Das mußte bei den festen politischen Gedanken, die ihn beseelten, zu einer sehr problematischen Lösung führen. Er konnte und wollte die Leistungen und die Größe Friedrichs weder leugnen noch schmälern, aber er konnte sich auch nicht zur Regierungsweise dieses Monarchen und zu seiner Tätigkeit als Herrscher bekennen. So sollten denn länger als ein Jahrzehnt seine Schriften neben anerkennenden Worten angefüllt sein mit den bittersten Klagen, die bis dahin wohl je gegen Friedrich vorgebracht waren.

„Germanien und Europa" und der 1. Teil vom „Geist der Zeit" sind die beiden wichtigsten Schriften dieser Epoche.

In einem lebhaften Durcheinander seiner Gefühle entwarf Arndt in seinem 1802 unter den Eindrücken des Luneviller Friedens geschriebenen „Germanien und Europa" ein Bild der damaligen Weltlage und der politischen Ohnmacht Deutschlands. Eine Annäherung an Deutschland ist klar zu erkennen. Zum erstenmal erhob er hier vor der großen Oeffentlichkeit seine Forderung von der „Einheit des Volkes und Staates"[19]), die später immer wiederkehren sollte. Dabei verkannte sein natürlicher Sinn nicht die Schwierigkeiten, die diesem Verlangen im Wege standen. Traurig stellte er fest, daß die „Einheit des Volks" nur durch ganz außergewöhnliche Ereignisse sich würde gestalten lassen[20]). Der Grund lag in der Entwicklung der politischen Verhältnisse, wie sie in Deutschland durch die Reformation, vor allem aber auch durch das Wirken Friedrichs des Großen maßgebend bestimmt worden war.

Arndts „Gemanien und Europa" erfuhr keine große Verbreitung, seine Wirkung konnte daher nur eine beschränkte sein.

Anders sollte das mit dem 1806 erschienenen 1. Teil vom „Geist der Zeit" sein. Eine politische Tagesschrift in des Wortes bester Bedeutung, gab sie in reinster Unmittelbarkeit die Richtung und Bewegung von Arndts nationalen Gedanken wieder. Wie in einem wüsten Wogenschwall überstürzen sich die unruhigen und leidenschaftlichen Anschauungen des Verfassers. Und trotz mancher Mängel. die ihr anhaften, wird man diese Schrift unstreitig zu den glänzendsten deutschen Geistestaten ihrer Zeit rechnen müssen. Dieses Buch erregte ein ungewönliches Aufsehen. Für Arndt selbst sollte diese Schrift von entscheidender Bedeutung werden, sie bestimmte seine literarische

---

[18]) Schwerin, S. 570.
[19]) Germanien und Europa, S. 420.
[20]) Germanien und Europa, S. 426.

Laufbahn für immer[21]). Von vielen wurde sie später als sein bestes Werk erklärt. Arndt selbst bedeutete sie mehr. Sie war sowohl für seine innere Entwicklung als auch für seine äußeren Verhältnisse der entscheidende Schritt vorwärts. Sein „Geist der Zeit“ brachte ihn zu Preußen.

Das klingt sehr merkwürdig. Denn wie „Germanien und Europa“ so ist der „Geist der Zeit“ teilweise mit noch bittereren Vorwürfen gegen Preußen und seinen großen König angefüllt[22]). Und doch bedeutete sie den Wendepunkt zu diesem Staate hin, durch sie wurde sein Leben mit der Geschichte Preußens aufs engste verbunden. Die ganze Bedeutung seines Wirkens und Daseins wurde hier unmittelbar und unlöslich mit den größten Geschicken der von ihm so befehdeten Monarchie verknüpft. Ja, man kann wohl sagen, daß Arndts politische und literarische Bedeutung erst da recht eigentlich beginnt, wo er durch sein Geschick in die großen Bewegungen des preußischen Staates hineingezogen wurde.

Die politischen Ereignisse der nächsten Jahre machten Arndt für einige Zeit zum politischen Flüchtling. Nicht zuletzt wegen dieser Schrift, die auch den schärfsten Gegensatz zu Frankreich und Bonaparte herausgestellt hatte. Sie machte ihn aber auch in der weitesten Oeffentlichkeit bekannt, führte ihn in den Kreis der preußischen Patrioten in Berlin und brachte ihn zusammen mit den Männern der preußischen Reform. Sie bewirkte seine Berufung nach Petersburg und seine Zusammenarbeit mit dem Freiherrn vom Stein. Ihm selbst unbewußt war in diesen Jahren eine starke Annäherung Arndts an den Staat eingetreten, dem er sich so fremd fühlte. Trotzdem blieb seine Abneigung gegen Preußen bestehen. Die konnte erst überwunden werden durch die unmittelbare Berührung mit den Männern und Helden des preußischen Staates, die wie Arndt zum großen Teil selbst nicht einmal Preußen waren. Es bedurfte vor allem aber erst jenes großen sittlichen Erlebens der gewaltigen nationalen Erhebung in den preußischen Provinzen, in der sich die innere Kraft des erneuerten fridricianischen Staatswesens offenbarte, um Arndt mit diesem Staate innerlich zu versöhnen und endgültig zu verbinden. Die ungeheuren Leistungen in den Kämpfen um die Freiheit Deutschlands machten ihm dann Preußen zum Wächter am deutschen Strom, zum Schirmherrn des kolonialen Ostens, zum deutschesten Staat in Deutschland.

Aus den großen Entwicklungslinien der deutschen und europäischen Geschichte glaubte Arndt sowohl in „Germanien und Europa“ als auch im ersten Teil vom „Geist der Zeit“ die Notwendigkeit der Zustände seiner Zeit herleiten und in ihnen ihre Ursachen suchen zu sollen. So glaubte er zu erkennen, wie in starkem Maße die deutsche Geschichte des Mittelalters vielmehr von einer scheinbaren als von einer tatsächlichen Macht getragen war und wie, je mehr Deutschlands Nachbarn erstarkten, desto lockerer die Bande wurden, welche die

[21]) Nothgedr. Bericht I, S. 202.
[22]) Geist der Zeit I, S. 303 ff., bes. auch S. 324 ff.

deutschen Stämme im Reiche zusammenhielten. Die Reformation sah er diesen Zustand fördern, Habsburg zu schwach und ungeschickt, um dem Auflösungsprozeß Einhalt zu gebieten. Der Dreißigjährige Krieg bewies Deutschlands Schwäche klar vor aller Welt. Fremde Völker entschieden da über sein Wohl, fremdes Wesen ergriff das deutsche Land.

Diese Schwäche sah er auch Deutschlands weitere Entwicklung entscheiden. Sie war die Voraussetzung für die Herrschaft einer wesensfremden Bildung, die aus dem Westen, von Frankreich kam, das ganze Land durchdringen und der folgenden Zeit ihren Charakter aufdrücken sollte. Und doch war Arndt diese Zeit ein Zeitraum des Fortschritts. Sie zeigte in Deutschland ein erfreuliches Aufblühen von Literatur und Wissenschaften; auch Ansätze zu einem politischen Erstarken machten sich bemerkbar. Ein großer und weiser Fürst saß auf einem deutschen Thron, Deutschlands Name bekam wieder einen Ruf in der Welt[23]). Man durfte in Deutschland eine große Zukunft erwarten. Aber mit Friedrichs Tode trat eine Veränderung ein. Hoffnungen zerfielen, die französische Revolution schien alles umkehren, alles auflösen zu wollen. Mit Europa schien auch Deutschland der politischen Verwüstung durch eine scheinbar unwiderstehliche Macht preisgegeben zu sein. Die Ursachen dieses Zusammenbruchs suchte Arndt in der Vergeistigung des gesamten Lebens, verbunden mit der Selbstbeschaulichkeit und der Selbstzufriedenheit einer in sich kranken Zeit[24]). Daneben aber suchte er sie vor allem in dem politischen und geistigen Wirken Friedrichs des Großen. Mit Friedrichs Thronbesteigung begann für ihn „die letzte Scission teutscher Geschichte, die unheilvolle, die vielleicht mit dem Volke endigen wird“[25]).

Arndt war weit davon entfernt, die persönliche Größe und Tatkraft Friedrichs schmälern oder gar leugnen zu wollen. Wie alle Welt bewunderte auch er die gewaltigen kriegerischen und staatsmännischen Leistungen, die Friedrich mit verhältnismäßig geringen Mitteln vollbracht hatte[26]). Nicht ohne Stolz wies er darauf hin, wie dieser König mit Entschlossenheit und Kühnheit die Arbeiten seiner Väter in kluger Weise vollendet, dadurch einen kräftigen preußischen Staat geschaffen[27]) und dem Namen des Königs von Preußen erst Klang und Inhalt gegeben hatte[28]). Die unbeugsame Standhaftigkeit und Tapferkeit, mit der er Staat und Königtum behauptet hatte[28]), und die Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt, welche eine unmittelbare Folge seiner Taten war[29]), machten auch Arndt Friedrichs Namen zum „allbewunderten und allberühmten Weltnamen des Zeitalters“[28]).

---

[23]) Geist der Zeit I, S. 4.
[24]) Geist der Zeit I, S. 453 ff.
[25]) a. a. O. S. 208.
[26]) Germanien und Europa, S. 94.
[27]) a. a. O. S. 101.
[28]) Geist der Zeit I, S. 303.
[29]) a. a. O. S. 323.

Die Weisheit und Klugheit, mit der Friedrich Preußen regierte, die Förderung, die er seinen Landen zuteil werden ließ, und die Geistesfreiheit, die er ihnen gab, erkannte Arndt lobend an. Das von der Natur nicht besonders gesegnete und geographisch nicht abgerundete Land konnte aufblühen und zu Wohlstand gelangen, während sich bei den reicheren Nachbarn Zeichen des Niederganges bemerkbar machten[30]. Darum erschien Preußen bald aller Welt als das Ideal eines Staates[31], Friedrich seinen Zeitgenossen als das Vorbild eines Regenten[32]; der von allen nachgeahmt, aber von keinem erreicht wurde[33]. In dem persönlichen Beispiel, seiner strengen Pflichterfüllung, Sparsamkeit und persönlichen Mäßigkeit, seiner gleichen Gerechtigkeit gegen Groß und Klein sah Arndt ein besonderes Verdienst des Königs[34]. Das hatte sein Heer beseelt und getrieben[35], sein Volk und seine Zeit mit tiefer Verehrung und Nacheiferung erfüllt. Sein Ruhm aber fiel zurück auf sein Volk, sein Name galt bald als der Name aller Deutschen[36], der Preußenkönig selbst als der Held und Weise, der Große und Einzige seiner Zeit[37].

Und doch konnte Arndt trotz dieser Anerkennung und Bewunderung, die er dem großen König zollte, Friedrich nicht unbedingt loben. Wohl erfüllten seine großen Taten ihn mit Bewunderung, die Gesamtbeurteilung des Königs aber war allzusehr bestimmt von seinem heißen Wunsche eines einheitlichen Vaterlandes und dem Sehnen nach einem freiheitlichen und lebendigen Staat. Da glaubte Arndt, daß Friedrichs Größe der Welt von einer falschen Seite gezeigt worden wäre[38], daß man vergessen hätte, neben den Lichtseiten auch die schweren Schattenseiten aufzuzeigen, die ihnen anhafteten. Dann aber konnte Friedrich nicht mehr als das Ideal eines vollkommenen Herrschers erscheinen. Des Königs Bild mußte verblassen, je eindringlicher er den Schäden nachging, die nach seiner Meinung dem deutschen Volke durchs Friedrichs Wirken entstanden waren. „Wir Teutschen, wenn wir uns als Volk ansehen, haben uns dieses Königs wenig zu erfreuen gehabt, ja keiner hat uns so sehr geschadet nicht bloß scheinbar, sondern wirklich“[39].

Diese schwere Anklage mußte Arndt beweisen. Seine Forderungen lauteten auf eine feste und starke Reichseinheit und einen Staat, der getragen war von einem nationalen Geist und einer lebendigen Anteilnahme seiner Bürger am Leben und Geschick dieses Staates. Das aber fand Arndt in keiner Weise vor. Darum mußte sein Urteil über Friedrich notwendigerweise ablehnend werden, wenn

---

[30] Germanien und Europa, S. 103, 106, 107.
[31] a. a. O. S. 104.
[32] a. a. O. S. 94, auch Geist der Zeit I, S. 4
[33] Geist der Zeit I, S. 313.
[34] Germanien und Europa, S. 105.
[35] a. a. O. S. 241 f. und Geist der Zeit I, S. 326.
[36] Geist der Zeit I, S. 4.
[37] a. a. O. S. 304.
[38] Germanien und Europa, S. 94.
[39] Geist der Zeit I, S. 304.

er mit dem Maßstabe dieser Forderungen die Reichspolitik und den Staat Friedrichs seiner Kritik unterwarf, auch wenn er die persönliche Größe Friedrichs und seine Leistungen vollauf würdigte.

Oesterreich bedeutete Arndt jederzeit die erste Macht in Deutschland, der die Kaiserkrone gebührte. Seine Vormachtstellung war ihm unzweifelhaft, er glaubte sie geschichtlich begründet. Und wenn sich auch die innere Festigkeit des Reiches je länger desto mehr gelockert hatte, so hielt doch der Name von Kaiser und Reich wie eine „letzte heilige Religion" im Leben eines Volkes das Ganze zusammen. Arndt verheimlichte sich nicht, daß dieser Name zu einem bloßen Begriff herabgesunken war, glaubte aber noch so viel geheimnisvolle Kraft in ihm, auch weiterhin die auseinanderstrebenden Reichsteile zusammenzuhalten[40]). Deutschlands äußere Einheit war dann gewahrt, mochte sie auch nur noch ein bloßes Scheingebilde sein. Dieses Scheingebilde, diese „letzte heilige Religion" zerstörte Friedrich mit kühnem Griff und zerriß damit den letzten Zusammenhang des Reiches[41]). Damit schuf er zwar einen mächtigen norddeutschen Staat[42]), den Friedrich mit überragender Klugheit und glücklichem Schwert wohl zu sichern wußte, aber Oesterreich war geschwächt, Preußen ihm ebenbürtig geworden und Deutschland in zwei Mächtegruppen zerfallen. Das Reich hatte seine Geschlossenheit verloren, es war für immer gelähmt[43]). „Zwei Sonnen glänzten jetzt am germanischen Himmel und die Sterne mußten sich teilen. Es waren jetzt zwei politische Zeitpunkte da[44])" . . . „Die zwei machen die Entzweiung"[45]). In diesem Auseinanderfallen des Reiches suchte Arndt die Ursachen für Deutschlands Niedergang, die Gründe der Not und des Elends, das durch die letzten Kriege über Deutschland gekommen war[45]). Friedrich dem Großen maß Arndt alle Schuld an Deutschlands Unglück zu.

Ein hohes politisches Ziel für das Vaterland[46]), wie das viele Verehrer Friedrichs sehen wollten, vermochte Arndt in seinem politischen Handeln nicht zu erkennen. Nichts deutete darauf hin. Was bedeuteten Friedrich Reichsfreiheit und „teutsches Gleichgewicht"? Wo war ein Anzeichen dafür, daß seine Taten einend auf das Volk wirkten[46])? Wie sollte man seiner Monarchie einen nationalen Sinn zusprechen[47]), da doch alles, was Friedrich tat, nur rein preußischem Interesse entsprang, „welches am wenigsten teutsch ist"[48]). Nein, nicht Rücksichten auf Reich und Reichsstände, nicht das Wohl des Vaterlandes[49]), sondern allein die Vergrößerung der preußischen

---

[40]) Geist der Zeit I, S. 306 ff.
[41]) a. a. O. S. 208, 307.
[42]) a. a. O. S. 208.
[43]) a. a. O. S. 306.
[44]) a. a. O. S. 305.
[45]) a. a. O. S. 208 f.
[46]) Geist der Zeit I, S. 316.
[47]) a. a. O. S. 314.
[48]) Germanien und Europa, S. 100
[49]) a. a. O. S. 98.

Monarchie schien Arndt der Leitstern von Friedrichs Wirken zu sein. Sein höchstes Ziel war einzig und allein der Glanz, die Dauer und Macht seiner Dynastie. „Das brandenburgische Haus, die preußischen Adler sollen herrschen, sollten auch Millionen darum bluten und elend sein"[50]). Darum schien Arndt kein Krieg mehr zu Deutschlands Verderben geschlagen als der Siebenjährige, der zwar Friedrichs Ruhm unsterblich machte, aber auch den eigentlichen Grund gelegt hatte zur „Vielherrschaft". Deutschlands Schwäche gewann durch Friedrich erst recht Form und Inhalt. Als Mensch und Regent war er in diesem schweren Kampf zu bewundern, „als Teutsche aber müssen wir weinen, daß er nicht erlag"[51]). Der Charakter des preußischen Staates aber, der in seiner despotischen Strenge Wesen und Eigenarten des deutschen Volkes nicht achtete[52]), mußte die schon bestehende Entfremdung zwischen dem spröden Norden und dem lebhaften Süden Deutschlands noch verstärken. Er verstärkte auch die Spaltung Deutschlands in zwei Lager, verursachte die Abneigung und Abscheu der kleinen Staaten vor dem Gedanken, einmal unter Preußens Herrschaft zu kommen. „An teutsche Begeisterung für diesen Staat war also nicht zu denken[53])."

Preußen selbst freilich war durch seinen großen König tatsächlich groß und bedeutend geworden. Und doch verbarg sich hinter diesem äußeren Glanze ein Staatswesen, dem Arndt nur mit Ablehnung gegenüberstehen konnte. Nirgends der Gedanke der freien Persönlichkeit, überall sah er nur den Willen seines Schöpfers, der Richtung und Ziel angab. So war der Staat beherrscht vom Geist der Subordination und der Disziplin, er erhielt den Charakter einer Maschine, in der die Menschen nichts waren als „Hölzchen und Stiftchen", die nach Belieben zerschnitten und zerbrochen werden konnten, wenn es diese Maschine erforderte[54]). Diese Staatsmaschine, mit bewundernswürdiger Konsequenz aufgeführt, erregte das Staunen der ganzen Welt und ihr Nachahmen durch andere Fürsten ließ Friedrichs Ruhm nur noch mehr anwachsen[55]). Aber dieser Staat blieb Arndt Maschine, die einzig und allein gelenkt und beseelt wurde von ihrem großen Schöpfer. Es lag Künstlichkeit in ihren Lebensäußerungen und Handlungen[56]), und von der Beachtung des einzelnen, der freien Persönlichkeit oder der Interessen des Vaterlandes[57]) fand sich keine Spur. Nur Herrschaft der Gesetze, Zucht und Nützlichkeit sah Arndt in allen Werken des Königs. Sogar die von Friedrich so geliebte Philosophie und Kunst schien nur den Zweck zu haben, „die Menschen in dieser angestrengten Zucht zufriedener und ruhiger zu erhalten[58])."

---

[50]) Geist der Zeit I, S. 318.
[51]) Germanien und Europa, S. 100.
[52]) Geist der Zeit I, S. 315.
[53]) a. a. O. S. 315.
[54]) Germanien und Europa, S. 103.
[55]) Geist der Zeit I, S. 312.
[56]) a. a. O. S. 313.
[57]) a. a. O. S. 312.
[58]) Germanien und Europa, S. 98.

Freilich war Maschine das Zauberwort jener Zeit. Je künstlicher und vollkommener sie war, um so lauter erklang der Ruhm ihres Schöpfers. Und darin zeigte sich die Größe Friedrichs, daß er diesen Zeitgeist frühzeitig begriffen, ihn sich nützlich gemacht hatte und seine Verkörperung geworden war[59]). So erschien Friedrich Arndt als der feinste und klügste Kopf seiner Zeit, der mit geringen Mitteln Größtes zu vollbringen vermochte. Und darin unterschied sich Friedrich von den anderen Herrschern, daß er bei allem seinem Handeln nie das Volk aus den Augen verlor und die menschlichen Kräfte wohl zu wägen und zu gebrauchen verstand. Darum hatte Friedrichs Wirken den preußischen Landen soviel Gutes gebracht[60]). Darum überragte er seine Zeitgenossen. Darin lag Friedrichs wirkliche Größe[61]). Mit dem Veralten und Zerbrechen seiner Zeit freilich mußte auch sein Werk veralten, der König selbst als der größte Geist seines Zeitalters einer allgemeinen Verdammnis verfallen. Aber doch würde er nie aufhören, der große König zu sein, weil seine Größe und Energie, seine Unbeugsamkeit in Glück und Unglück, seine Tatkraft und Allmacht nie vergehen würden. Seine Tugenden waren ihm allein[62]), die würde ihm niemand nehmen können. Unter den Trümmern seiner Zeit würde er der größte sein, weil er die Bedeutung seiner Zeit am reinsten in sich trug[63]).

Dieser Zeitgeist hatte in bedauerlicher Weise auch Friedrichs Stellung zu deutscher Sprache und Literatur bestimmt[64]). Als roh und ungebildet hatte er sie verworfen und sich dafür der „despotischen" französischen verschrieben[65]). Sein Volk hielt er wohl für treu, brav und ordentlich, Genie und Geist traute er ihm wegen seiner angeborenen Schwerfälligkeit aber nicht zu. Die suchte er in der Formvollendung französischen Denkens und französischer Sprache[66]). Und doch glaubte Arndt, daß Friedrich den Namen eines Philosophen und Schriftstellers mit Recht verdiente[67]). Friedrichs Schriften sind ihm das unvergängliche Denkmal eines feinen und verständigen Beobachters[68]). Und was Friedrich an seinem Volke verkannte, an sich selbst konnte er es nicht leugnen: In des Königs Schriften, einer Mischung deutschen Ernstes und französischer Leichtfertigkeit „guckte der Teutsche nach dem Urteile und nach der Darstellung alle Augenblicke durch die französische Larve"[69]). Durch seinen Grundsatz der Gedanken- und Geistesfreiheit in seinen Landen war Friedrich der Wecker regsten geistigen Lebens, ein Vorbild und

---

[59]) Geist der Zeit I, S. 307, 308.
[60]) Geist der Zeit I, S. 313
[61]) a. a. O. S. 318.
[62]) a. a. O S 314.
[63]) a. a. O. S. 309.
[64]) Germanien und Europa, S. 126.
[65]) Geist der Zeit I, S. 319.
[66]) a a. O. S. 95.
[67]) a. a. O. S. 319.
[68]) a. a O S. 320.
[69]) Germanien und Europa, S. 95, Geist der Zeit I, S. 321.

leuchtendes Beispiel für die Fürsten seiner Zeit[70]). Was hätte dieser große Geist für sein Volk leisten können, wenn er auf deutsche Literatur und Kunst unmittelbar gewirkt hätte[71])!

Scharf trat Arndt den Verehrern Friedrichs entgegen, die seinem Handeln hohe politische Rücksichten für das Vaterland hatten beilegen wollen[72]), die ihn als Schützer und Beschirmer deutscher Reichsfreiheit hinstellten, seiner Monarchie einen nationalen Sinn zusprechen wollten[73]). Er sah sowohl in den schlesischen Kriegen als auch im bayrischen Erbfolgekriege und dem Fürstenbund nichts anderes als rein preußisches Interesse, „welches am wenigsten teutsch ist“[74]). Und Arndt erkannte klar, wie Friedrichs Handeln nicht von Rücksichten auf Reich oder Reichsstände, sondern einzig und allein von dem Willen geleitet war, aus Preußen etwas Großes zu machen. Er glaubte, daß nicht das Wohl des Vaterlandes, sondern allein die Vergrößerung der preußischen Monarchie der Leitstern von Friedrichs Handeln gewesen sei. Auch die These von der Wahrung des „teutschen Gleichgewichts“, die so mancher Lobredner zum Maßstab für Friedrichs Handeln hatte machen wollen, erschien ihm nur als eine „politische Fratze“, der sich die Feinde des Reiches immer dann bedienten, wenn es seine Schwächung galt. Kein Krieg schien Arndt mehr zum Verderben Deutschlands geschehen, als der Siebenjährige, der zwar Friedrichs Ruhm unsterblich gemacht, aber auch den eigentlichen Grund gelegt hatte zur „Vielherrschaft“, der größten Schwäche Deutschlands, die durch Friedrichs Wirken erst recht Form und Inhalt gewann. Gewiß war Friedrich in diesem schweren Kampf als Mensch und Regent zu bewundern, „als Teutsche aber müssen wir weinen, daß er nicht erlag“[74]).

Für Arndt konnte in Friedrichs politischem Handeln also weder von hohen politischen Rücksichten für das Vaterland noch von einem nationalen Sinn seines Staates die Rede sein. Denn ein Staat, der in seinem Aufbau und seiner Erscheinung dem deutschen Wesen fremd war, der nur das glücklichste Land Europas genannt wurde, weil dieser Herrscher ihn geschaffen hatte[75]), der in seiner despotischen Strenge das Wesen und die Eigenarten des deutschen Volkes nicht achtete[76]), ein solcher Staat konnte bei Arndt keinen nationalen Sinn haben. Er mußte im Gegenteil die Entfremdung, welche zwischen dem spröden Norden und dem lebhaften Süden Deutschlands schon bestand, noch erheblich verstärken und der Charakter der preußischen Monarchie noch erheblich beitragen zu der Spaltung Deutschlands in zwei Lager. In ihm glaubte Arndt auch die Ursachen der Abneigung und Abscheu der kleinen deutschen Staaten vor dem Gedanken, ein-

---

[70]) Germanien und Europa, S. 94 f., Geist der Zeit I, S. 320 f.
[71]) Germanien und Europa, S. 96.
[72]) Germanien und Europa, S. 98.
[73]) Geist der Zeit I, S. 314.
[74]) Germanien und Europa, S. 100.
[75]) Geist der Zeit I, S. 314.
[76]) a. a. O. S. 315.

mal unter Preußens Herrschaft zu kommen, zu erkennen. „An teutsche Begeisterung für diesen Staat war also nicht zu denken[76].“

Arndt konnte auch nicht daran glauben, daß Friedrich je daran gedacht hätte, auf die Nation einend zu wirken oder ihr ein großes politisches Ziel zu zeigen[77]). Nichts in seinem Leben deutete darauf hin. „So patriotisch haben Richelieu und Louvois an Teutschland gedacht, so patriotisch führt jetzt Bonaparte den Namen Teutschland und Teutschlands Freiheit im Munde[77]).“ Weil Arndt Friedrichs ganzes Interesse auf Preußen gerichtet sah, darum konnte er sich nicht denken, daß die Vorstellung Friedrichs von einer deutschen Einheit je eine andere sein konnte als die einer völligen Niederlage Oesterreichs. Er konnte nicht glauben, daß Friedrich als höchstes Ziel der Glanz oder Ruhm des deutschen Namens oder das Ideal eines starken und glücklichen deutschen Reiches vorschweben konnte, sondern einzig und allein der Glanz, die Dauer und Macht seiner Dynastie. „Das brandenburgische Haus, die preußischen Adler sollen herrschen, sollten auch Millionen darum bluten und elend sein[78]).“

Preußen selbst freilich war durch seinen großen König tatsächlich groß und bedeutend geworden. Und doch verbarg sich hinter diesem äußeren Glanze Preußens ein Staatswesen, dem Arndt nur mit Ablehnung gegenüberstehen konnte. Nirgends der Gedanke der freien Persönlichkeit, überall sah er nur den Willen seines Schöpfers, der Richtung und Ziel angab. So war der Staat beherrscht vom Geist der Subordination und der Disziplin, er erhielt den Charakter einer Maschine, in der die Menschen nichts waren, als „Hölzchen und Stiftchen“, die nach Belieben zerbrochen und zerschnitten werden konnten, wenn es diese Maschine erforderte[79]). Diese Staatsmaschine, aufgeführt mit bewunderungswürdiger Konsequenz, erregte das Staunen der ganzen Welt, und ihr Nachahmen durch andere Fürsten ließ Friedrichs Ruhm nur noch mehr anwachsen[80]).

Friedrich starb nach großen Taten gefürchtet und geliebt, „als die alte Zeit zu Ende lief“. Seinem Volke galt er als der Vater und Repräsentant alles Guten und Schönen. Von seiner Weisheit hatte alle Welt Frieden und Glück erhofft. Seine Schwächen und Mängel waren kaum beachtet worden. So konnte Arndt noch zwei Jahrzehnte nach des Königs Tode feststellen, daß sein Bild sich beim Volke nicht sehr verändert hatte, ja daß in den Zeiten der nationalen Schwäche in weiten Kreisen die Sehnsucht nach dem Könige wieder laut geworden, und sein Ruhm durch den nationalen Niedergang noch gestiegen war[81]). Daß Friedrich durch seine Persönlichkeit und seine Politik den Stürmen der Zeit standgehalten und das Vaterland gerettet haben würde, wagte Arndt kaum zu glauben[82]). Aber auch

[76]) Geist der Zeit I. S. 315.
[77]) a. a. O. S. 316.
[78]) a. a. O. S. 318.
[79]) Germanien und Europa. S. 103.
[80]) Geist der Zeit I. S. 312.
[81]) Geist der Zeit I. S. 323.
[82]) a. a. O. S. 324.

er hielt den König für groß genug, daß er mit den veränderten Zeiten sowohl seinen Staat als auch seine politischen Maximen geändert und weiter entwickelt haben würde[83]).

Als Ernst Moritz Arndt dies 1805 schrieb, sah er das Ergebnis von 20 Jahren nachfridricianischer Politik vor sich. Eine gespaltene deutsche Nation, einen geschlagenen deutschen Süden, an dessen Niederlage Preußen durch seine unentschlossene, so ganz unfridricianische Politik gewiß nicht ohne Schuld war. Da suchte er die Ursachen dieses Unheils nicht in der preußischen Politik, sondern in Friedrich und seinem Wirken. „Friedrichs Taten haben gewirkt zu unserm Verderben. Geschieden stehen die Kräfte der alten teutschen Nation und einen nach dem anderen wird gallische List zerstören, bis es endlich alle unter seine Füße tritt"[84]).

In heftiger Weise tadelte er Preußen wegen seiner kraftlosen Politik, die ihm vor allem die Ueberzeugung geben mußte, daß der preußische Staat und damit Friedrichs Wirken das größte Unglück für Deutschland sei. Preußens und damit Deutschlands Zukunft sah er allein in einer bewußt deutschen Einstellung: „Preußen kann nur durch die Teutschen Herr sein, durch einen tapferen Sinn, der die Herrschaft der Feinde auskehren hilft"[85]).

Soweit Ernst Moritz Arndt. In seinem Urteil über Friedrich den Großen und den preußischen Staat bis 1805 besteht eine enge Verbundenheit. Noch hat er hier eine Fühlung nicht gewonnen, sein Urteil über Friedrich ist bei aller Anerkennung der persönlichen Größe des Herrschers im ganzen auch noch ablehnend, bedingt in erster Linie durch seine Forderung eines einheitlichen Deutschland. Die Einheit von Kaiser und Reich war von Friedrich zerschlagen worden. Dadurch erst hatte nach Arndts Meinung der Partikularismus der Einzelstaaten, der in Preußen selbst seinen krassesten Ausdruck gefunden hatte, Inhalt und Form gewonnen, die den tiefsten Grund zu Deutschlands politischer Ohnmacht und Schwäche gelegt hatten. Darum war Friedrich der Große der Hauptschuldige an den politischen Zuständen des Reiches. Die Schwäche und Zerrissenheit des Vaterlandes also veranlaßten Arndt, ein so hartes Urteil über Friedrich zu fällen.

Dieser Dualismus, der Deutschland gespalten, war vertieft worden durch den absolutistischen Charakter des preußischen Staates, wie ihn Friedrich maßgebend bestimmte. Dadurch glaubte Arndt, sei der an und für sich schon durch den Unterschied von Nord und Süd starken Spannungen ausgesetzte deutsche Volkscharakter vollends gespalten worden. Von einem einheitlichen deutschen Nationalgeist konnte daher für ihn nicht mehr die Rede sein. Auch berührte ihn Friedrichs Vorliebe für die französische Sprache und Literatur und die dadurch bedingte Verkennung des deutschen Wesens besonders schmerzlich.

[83]) Geist der Zeit I. S. 327
[84]) a. a. O. S. 325.
[85]) a. a. O. S. 326.

Die Staatsform des fridricianischen Preußen konnte seinen politischen Anforderungen nicht genügen. Dem aufgeklärten Absolutismus Friedrichs galt denn auch seine ganze Abneigung. Das war ihm eine schlechte Staatsform, ein despotischer Staat, in dem der einzelne am staatlichen Leben nicht aktiv teilnehmen konnte, in dem von Freiheit der Persönlichkeit keine Spur sich fand, sondern der Mensch nur Zahl, Stiftchen der Maschine war.

Das war gewiß ein Ergebnis des Zeitgeistes des 18. Jahrhunderts, Friedrich aber der Erste und Größte dieser Zeit. Er hatte mit unermüdlicher Ernergie seinen Staat in diesem Geiste gebaut, ihn zum Musterstaat seiner Zeit überhaupt gemacht. Das war Friedrichs Größe. Vorteilhaft unterschied er sich von seinen Zeitgenossen, weil er bei aller Despotie das Volk nie aus den Augen verlor. Das hob ihn hoch über seine Mitfürsten hinaus. So erkannte auch Arndt, wie Friedrich als reinstes Kind seiner Zeit mit seinen Taten, Haltung und Staat zwar in seiner Zeit wurzelte, aber sich doch auch hoch über sie hinaus gehoben hatte. Darum konnte er glauben, daß Friedrich veränderten Verhältnissen in gleich großer Weise gerecht geworden wäre. „Auch er würde in der ganzen Staatseinrichtung und in den großen politischen Wendekreisen seiner Sonnenbahn jetzt das Meiste ändern“[86]). Bei aller Ablehnung seines politischen Wirkens war Friedrich der Große Arndt in der Tat doch auch „der seltenste Mensch“ des 18. Jahrhunderts“.

Es ist daher nicht kleinliche Schmähsucht, die Friedrichs Taten schmälern oder leugnen wollte, sondern Arndt versuchte in ehrlichem Bestreben die Licht- und Schattenseiten seines Wirkens aufzuzeigen.

Freilich läßt sich dabei nicht verkennen, daß Arndt an die Beurteilung der Frage der deutschen Einheit mit einer stark doktrinären Auffassung von der deutschen Geschichte heranging. Er sah in Friedrichs Kämpfen gegen Oesterreich zweifellos ganz richtig als Anlaß die Größe Preußens. Aber er erkannte doch nicht den wahren Charakter des 7jährigen Krieges, erkannte nicht die politische Kraft, die in mehr als anderthalb Jahrhundert langer Entwicklung sich gebildet hatte, durch die Brandenburg-Preußen längst den Charakter eines bloßen Territorialstaates verloren hatte, erkannte vor allen Dingen auch nicht, wie stark das Zusammengehörigkeitsgefühl, ja das Staatsgefühl, in den preußischen Landen gerade durch die Regierungstätigkeit Friedrichs des Großen geworden war und wie Friedrich auch in Deutschland durch seine Taten ohne Zweifel ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt hatte, welches zunächst freilich nicht politischer, sondern lediglich kultureller Art war.

Nur so konnte Arndt daran denken, den preußischen Staat und das preußische Staatsbewußtsein, Mächte, welche aus dem geistigen und politischen Leben Deutschlands nicht mehr herauszulösen waren, unwirksam machen zu wollen, zugunsten seines Ideals der Einheit

---

[86]) Geist der Zeit I. S. 327.

aller politischen Staatskräfte und des nationalen Willens des deutschen Volkes. Arndts Haß gegen Frankreich und alles Französische und das maßlose Elend der napoleonischen Zeit, das er letzten Endes in dem politischen Wirken Friedrichs des Großen begründet sah, hatten sein Urteil stark beeinflußt und ihn ungerecht gemacht. Und es tritt klar zutage, zu welcher Verkennung geschichtlicher Wahrheiten leicht ein mangelnder historischer Abstand führen kann.

Außer Friedrich als dem Zerstörer der Reichseinheit verurteilte Arndt in erster Linie auch das Zeitalter Friedrichs mit seiner Geistigkeit und seinem Despotismus. Damit durfte er vor dem König als „den Geist seines Zeitalters" nicht halt machen. Friedrich fiel mit seiner Zeit als „der größte ihrer Trümmer".

Arndts Urteil erregte schon bald nach dem Erscheinen von „Geist der Zeit" lebhaften Widerspruch. Von Kamptz, der später in Arndts Leben eine so wenig ruhmvolle Rolle spielen sollte, fühlte sich veranlaßt, gegen Arndts Ausführungen entschieden Stellung zu nehmen[87]).

Er sah die Tugend des Bürgers in der treuen und herzlichen Anhänglichkeit aller Klassen des Volkes an ihrem Regenten und seinem Haus, in dem unbedingten Vertrauen in Regierung und Verwaltung und in der Ehrfurcht und Liebe für Gesetz und Staatsverfassung. Rege Anteilnahme und stolzes Hochgefühl für den Ruhm des Monarchen, der „Nation" und des preußischen Namens waren selbstverständlich. Diese Forderungen sah Kamptz im fridricianischen Preußen wie in keinem anderen Staatswesen seiner Zeit verwirklicht. Darum konnte er mit Recht sagen, daß der Nationalgeist, wie er in Friedrichs Preußen herrschte, nicht übertroffen werden konnte.

Aber eben in den Auffassungen von der Beschaffenheit eines Staatswesens lag die Verschiedenheit ihrer Forderungen. Während Arndt die lebensfreudigen, selbstschaffenden Volkskräfte verlangte, die aus eigener Verantwortung und aus unmittelbarer Vaterlandsliebe heraus lebendigen Anteil an den Geschicken des Staates nehmen wollten, blieb Kamptz stecken in einer Anschauung vom Leben eines Staatswesens, die einer vergangenen Zeit angehörte. Der aufgeklärte Absolutismus Friedrichs konnte Arndt nicht befriedigen, sein Urteil über den preußischen Staat wurde durch Kamptz Ausführungen nur noch bestärkt[88]).

Die Entwicklung seines Urteils in der Zeit der preußischen Erniedrigung.

Wenige Monate nach dem Erscheinen des 1. Teiles von „Geist der Zeit" war das Unheil über Preußen hereingebrochen, der Staat Friedrichs des Großen in wenigen Tagen völlig zusammengestürzt.

Unter den Eindrücken von Ulm und Austerlitz war der 1. Teil von „Geist der Zeit" entstanden. Arndts Anklagen gegen Preußen

---

[87]) Minerva 1806, Teil IV. S. 87 ff.
[88]) Minerva 1807, I. Teil. S. 312 ff.

gipfelten damals in der Geißelung der kurzsichtigen Politik, die Friedrichs Nachfolger betrieben hatten[89]). Nun hatte Preußen diesen unheilvollen Weg verlassen, Arndt begrüßte freudig Preußens Eintritt in den Krieg als eine Besinnung auf seine deutsche Aufgabe. In seinem 1807 erschienenen 2. Teil von „Geist der Zeit" nahm er Preußen gegenüber eine entschieden positivere Haltung ein. Zwar war dieses „große Werk verborgener Weisheit" scheinbar kraftlos zusammengebrochen, aber er glaubte trotzdem nicht an dem endgültigen Siege Preußens im Verein mit Oesterreich und Rußland zweifeln zu sollen und hoffte, daß Deutschland in einem künftigen Kriege vornehmlich durch die Haltung Preußens siegen würde. Dieser Sieg mußte dann gleichzeitig die Erneuerung der politischen Verhältnisse in Deutschland bringen, weil sonst Frankreich trotz seiner Niederlage doch der Herr eines politisch zerrissenen Deutschland bleiben würde. So forderte Arndt ein einiges Deutschland von der Ostsee bis an die Alpen.

Wie aber sollte das gestaltet sein? Wie sollte in einem solchen Reich Preußen aussehen, das nach Arndts Willen doch den Hauptanteil an dem Siege haben würde? Vor kurzer Zeit hatte er diesen Staat noch am liebsten aus dem politischen Leben Deutschlands ausschalten wollen. Aber er hatte die Unmöglichkeit dieser Gedanken erkennen müssen und glaubte Preußen nun als Hauptmasse in den Kampf um Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft mit einsetzen zu sollen. Zum ersten Male vollzog sich hier ein Bruch in seinem historisch-politischen Denken. Arndt erstrebte eine möglichste Konzentrierung der politischen Macht des Vaterlandes, weil er darin die einzige Möglichkeit seiner Rettung erkannte. Dabei kam ihm zu Bewußtsein, daß er den preußischen Staat im Rahmen des Reiches nicht auslöschen konnte, weil er zu sehr mit ihm verwachsen war. So suchte er einen Ausweg und verlangte schon 1807 die Beseitigung der Klein- und Mittelstaaten und ihre Aufteilung zwischen Oesterreich und Preußen. Damit erkannte er zum erstenmal den durch Friedrich den Großen geschaffenen Dualismus als eine politische Notwendigkeit an und begann damit auch zu Preußen eine innere Fühlung zu gewinnen. „Zwar ist es (Preußen) zerstört bis auf den Namen; aber der Name wird gewaltig wirken, wenn wir aufstehen. Und wollen wir das große Werk nicht durch Zwietracht verderben, so muß wohl ein preußischer Staat bleiben, obwohl glücklicher für Teutschland nur ein Reich wäre, von der Ostsee bis an die Alpen"[90]).

Oesterreich als Vormacht in Deutschland war ihm selbstverständlich, „das Haus Oesterreich soll herrschen, denn wir wollen einen teutschen Herrn"[91]). Aber Arndt hatte doch ein Verständnis gewonnen für die unabänderliche politische Lage Deutschlands. Einem erfolgreichen Wirken in seinem neuen Vaterlande war damit der Weg frei geworden.

[89]) Geist der Zeit I. S. 324 ff.
[90]) Geist der Zeit II. S. 431.
[91]) a. a. O. S. 432 f.

Diese veränderte Haltung zu Preußen mußte sich auch auf Arndts Urteil über Friedrich den Großen auswirken. In der Tat wurde mit seiner positiven Haltung zu Preußen sein Urteil über Friedrich zugleich zurückhaltender. Wo er jetzt von ihm sprach, da erschien des Königs Bild in lebhaften Farben. Wenn Arndt bedauerte, daß der Geist von Torgau und Leuthen, die Tapferkeit von Soor und Prag, die Beweglichkeit von Roßbach und Zorndorf, die eiserne Todesmauer von Hohenfriedberg und Kunersdorf vergangen waren[92]), so läßt uns das aufmerken. Nie zuvor hatte er auch nur ähnlich gesprochen. Und wenn er von der mittelbaren Wirkung Friedrichs auf die deutsche Literatur sprach, so sind das andere Klänge[93]), als wir sie bisher gehört haben. Das ist doch ein Ahnen von der Bedeutung dieses Mannes und seiner Taten für die Belebung und den Aufstieg des deutschen Geisteslebens.

Freilich verharrte Arndt auch jetzt noch bei seinem alten Urteil, daß Friedrichs Größe ein Unglück für Deutschland gewesen wäre. Aber die Grundlage seines Urteils hatte sich doch völlig verschoben. Hatte er einst dieses Unglück in Friedrichs politischem Wirken gesehen, so lag es jetzt in dem ungünstigen Geschick, das Friedrich in eine unrichtige Zeit und an einen falschen Ort gestellt hatte. „O wäre er als Habsburger geboren, mit jenem Geist, jenem Mut, jenem Adlerblick, wir sähen kein geschändet Reich“[94]). So lenkte Arndt auch hier wieder die Gedanken hin auf die zerschlagene Reichseinheit, die ihm als die Ursache allen Uebels erschien.

Auch Arndts 1807 an den Grafen Schwerin geschriebenen Briefe lassen diese Annäherung an den alten Preußenkönig deutlich erkennen. Gern erinnerte er sich seiner jugendlichen Begeisterung für Friedrich[95]). Aber Schwerins Wunsch, Friedrich möchte zur Rettung Deutschlands wiederkehren, veranlaßte ihn doch, auf die zeitliche Bedingtheit und die Schattenseiten Friedrichs hinzuweisen. „Ich wünschte ihn auch, aber einen anderen Friedrich in dieser Zeit. Sie wissen, wie ich des großen Mannes heiligen Namen anbete, er wird immer mehr ein Gott in meinen Augen, je frecher Erbärmlichkeiten und Nichtswürdigkeiten sich auf ihn berufen und sich mit ihm zu vergleichen wagen. Aber unbedingt lobe ich ihn nicht“[96]).

Er glaubte auch noch einmal recht eindringlich auf die Fehler Friedrichs hinweisen zu sollen. Diese Vorwürfe sind uns von früher bekannt, außer einem. Zum erstenmal warf er dem alten König Menschenverachtung vor und führte darauf ein gut Teil des Unglücks zurück, das Preußen betroffen hatte. Denn in dieser Menschenverachtung suchte er den Grund dafür, daß Friedrich keinen großen Feldherren, keinen tüchtigen Staatsmann neben sich aufkommen ließ, und er in allen nur Arbeiter und geduldige Halter seiner Staatsmaschine

[92]) Geist der Zeit II. S. 243
[93]) a. a. O. S. 386 ff.
[94]) a a O. S. 247.
[95]) Schwerin. S. 570.
[96]) a a. O. S. 680.

sah und hatte. Darum hinterließ der König nichts als Mittelmäßigkeit. „Ideen waren in der ganzen Welt nur nicht bei den preußischen Ministern und Feldherrn. Das neue Unglück hat erst recht gezeigt, wie sie von Gott und von Gedanken verlassen waren und daran war der alte König schuld. Wer den Glauben zerstört, der zerstört die Welt. Das tat Friedrich mit den meisten Köpfen seiner Zeit“[97]).

Noch einmal sollte Arndts Annäherung an Preußen und seinen großen König durch die politischen Ereignisse des Jahres 1812 jäh unterbrochen werden. Mit allen Vaterlandsfreunden hatte auch Arndt gehofft, Preußen würde sich Rußland im Kampf gegen den korsischen Eroberer anschließen, und die Stunde der Freiheit hätte damit geschlagen. Aber alle sahen sich bitter getäuscht. Da ließ Arndt in leidenschaftlichem Aufwallen seiner Freiheitsglut und seines Franzosenhasses sich hinreißen, in seinen „Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte“ ein Bild Friedrichs zu entwerfen, wie er es schärfer und ungerechter nie gezeichnet hatte. Haym hat Arndt einmal „den unvergleichlichen Wiederholer“ genannt[98]). In der Tat wiederholte Arndt auch hier alles, was er in seinen früheren Schriften schon gesagt hatte. Nur waren seine Anklagen jetzt heftiger und leidenschaftlicher denn je. Wieder warf er Friedrich alle Schuld an der politischen Zerrissenheit Deutschlands vor, wieder die Verkennung deutschen Wesens, die Konstruktion seiner Staatsmaschine, seine Einseitigkeit. Aus allem ergab sich für ihn Friedrichs Verhängnis für das deutsche Volk. „Sein Name ward Teutschland zum Verderben und sein Gedächtnis seinem Volke zur Trauer“[99]).

Diese Ausführungen übernahm er fast wörtlich in sein „Historisches Taschenbuch für 1813“, das nur mit einem neuen Titel versehen auch als „Historisches Taschenbuch für 1814“ erschien. Dieses Buch ist dann zugleich das letzte Zeugnis für Arndts ablehnende Haltung zu Friedrich dem Großen.

Die Wandlung von Arndts Urteil unter dem Eindruck der Freiheitskriege.

Inzwischen war der Freiheitskampf der deutschen Nation angebrochen. Preußen, der Staat, dem ein volles Jahrzehnt Arndts ganzer Kampf gegolten, der ihm die Verkörperung des Despotischen bedeutet hatte, das alles frische Leben erstickte, stand in erster Linie und hatte den Löwenanteil am Kampf um die Befreiung. Der Staat, der ihm noch vor wenigen Jahren ein „Werk verborgener Weisheit“ bedeutet hatte und beim ersten Ansturm des Feindes wie ein Kartenhaus zusammengebrochen war, hatte in sich eine Wiedergeburt vollzogen und bewiesen, welche inneren Kräfte ihm eigen waren. Not und Elend hatten die Idee, auf der er gegründet war, wieder erstehen lassen. Sein erstarrter Geist, der schon erstorben schien, war in ihm

[97]) a. a. O. S. 698 f.
[98]) Preußische Jahrbücher V. S. 492.
[99]) Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte. S. 433.

wieder lebendig geworden. Liebe und Treue, die sittlichen Kräfte, die in so überstarkem Maße diese Erhebung offenbarte, hatten den Staat stark und mächtig wieder erstehen lassen. Das Preußen von 1813 war ein anderes als das von 1805. Es war in sich neu geboren.

Diese Wandlung konnte an Arndt nicht spurlos vorübergehen. Das große sittliche Erlebnis dieses Aufbruchs einer Nation hatte seine Vorurteile beseitigt. Preußen wurde ihm nun der rechte Eckstein deutscher Freiheit, er selbst „mit voller Liebe und Zuversicht ein Preuße". Damit war der Bann gebrochen. Im Namen des „unsterblichen Friedrich"[100]) rief er im Januar 1813 die Preußen zum Freiheitskampf auf.

Seine Dankrede an Preußens Volk und Heer war ein lauter Jubelruf, eine Verherrlichung des Volkes, dem er in Zukunft aus freiem Willen angehören wollte. Den großen König freilich erwähnte er mit keinem Wort. Aber er hatte ja selbst in Friedrichs Namen zum Kampfe aufgerufen, er wußte, daß der Geist dieses Preußenkönigs mit in den Freiheitskampf gezogen war und den Preußen die Kraft zu einem solchen Ringen gegeben hatte. „Die übrigen Teutschen klagten über Tyrannei, als Tyrannei, nicht aber als eine unteutsche. Die Preußen hatten einen unsterblichen Ruhm verloren, sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Alle fühlten das Unglück, aber bitterer die Schande, sie trauerten, aber sie spürten noch mehr"[101]). Diese einzige Stelle könnte sich auf Friedrich beziehen. Sonst ist seine Schrift eine enthusiastische Schilderung der freien geistigen Bewegung des wiedergeborenen preußischen Staates, eine begeisterte Verteidigung Preußens gegen das Mißtrauen, das ihm allenthalben noch entgegengebracht wurde. Es scheint verständlich, daß Arndt nicht von Friedrich spricht. Vor kurzer Zeit hatte er noch in schärfster Weise gegen den König Stellung genommen, es mußte ihm nun schwer werden, öffentlich von diesem Urteil abzurücken, das ihm jetzt ungerecht erscheinen mußte. So schwieg er.

Nur kurz erwähnte er den großen König im 4. Teil von „Geist der Zeit", 1818. Er ging wohl etwas weit, wenn er meinte, die Geschichte würde den 7jährigen Krieg bald als ein Märchen ansehen. Aber Friedrich erschien ihm doch anders: „Nur der eine Mann, Friedrich von Preußen, wird daraus übrig bleiben, nicht, weil er auch gegen Teutsche focht, sondern durch die ungeheure Gemütskraft und weil er ein Spiegel und Licht seines Jahrhunderts war, woran die Bedeutung eines Jahrhunderts sich erklären läßt"[102]).

Auch in der folgenden Zeit sprach Arndt nur selten von dem großen Preußenkönig, dann aber immer nur in gutem Sinne. Und wie trotz manchen Mißgeschicks Arndt mit dem preußischen Staate immer mehr verwuchs, so wurde auch sein Urteil über Friedrich immer positiver. Preußen war ihm das Land, „dessen Herrscher von jeher

---

[100]) Pommersche Jahrbücher VIII S. 63, auch bei Müsebeck, E. M. Arndt I. S. 385.

[101]) Volk und Heer. S. 15.

[102]) Geist der Zeit IV. S. 318.

Freunde und Beschirmer des Bauernstandes gewesen sind"[103]) und Friedrich hatte als Herrscher, „den Zustand dieser unterdrückten Volksklasse sehr gemildert und gebessert"[104]). Auch die Geistes- und Gedankenfreiheit, die Friedrich seinem Volke gegeben, und die er früher schon lobend erwähnte, führte er wieder zu Friedrichs Lobe an[105]). Sogar Friedrichs Politik bei der Teilung Polens, die er früher als nur preußischem Interesse entspringend verurteilt hatte[106]), sah er nun als berechtigt, ja als einzig möglich an[107]). So schwand Arndts Kritik an dem Wirken des Königs immer mehr. Ueber die Anerkennung der rein persönlichen Größe Friedrichs hinaus wurde er ihm in immer stärkerem Maße der Vater seines Volks und die ideale Herrschergestalt des 18. Jahrhunderts überhaupt, um die sich seine ganze Liebe und Verehrung wand.

Im 5. Teile von „Geist der Zeit", im „Pro populo germanico", sprach er es dann 1854 offen aus[108]), wie sehr er früher in „mehr altdeutschem Sinne" die Bedeutung Friedrichs verkannt und ihm damit Unrecht getan hätte. Da bedauerte er nicht mehr, daß Friedrich die Einheit des Reiches zerschlagen hatte, sondern gab ihm sein Recht „durch Gott, der ihn so herrlich und groß geschaffen hatte".

Ernst Moritz Arndts Haltung zu Friedrich dem Großen, die mit einem scharfen Gegensatz zu ihm und dem preußischen Staate begonnen hatte, endete mit einem überzeugten Bekenntnis zu diesem Herrscher, mit einem hoffnungsfreudigen Blick in die zukünftige Aufgabe Preußens.

Wir hatten gesehen, in wie starkem Maße Arndts Urteil bedingt war von seinen Forderungen eines starken und einheitlichen Reiches und eines lebendigen Staates. Seine Reisen hatten den unklaren Wünschen des Knaben von der „Begeisterung des Volks, der Freiheit und des Vaterlandes" Form und Inhalt gegeben. In der Zerrissenheit Deutschlands glaubte er die Ursache der politischen Zustände Europas erkannt zu haben. Der Eindruck einer nationalen Bewegung und das Kennenlernen eines einheitlichen Staates in Frankreich hatten ihn in der Folgezeit die unablässige Forderung eines solchen deutschen Staates immer wieder aussprechen lassen. Seine wissenschaftliche Betätigung ließ aber zugleich ein stark doktrinäres Geschichtsbild entstehen, das ihn lange Zeit nicht verlassen sollte, und starke soziale Empfindungen ließen ihn frühzeitig den Begriff des Volkes erkennen und dafür eintreten.

Arndt sah Deutschlands Unglück in seiner Zerrissenheit, seine Zerrissenheit aber in dem überstark gewordenen Partikularismus Preußens begründet. Preußen und ebenso dessen großer Begründer Friedrich mußten ihm daher Deutschlands Unheil bedeuten. Daß

---

[103]) Bauernstand, S. 14.
[104]) a. a. O. S. 35.
[105]) a. a. O. S. 6 f.
[106]) Geist der Zeit I, S. 317.
[107]) Mehrere Ueberschriften, S. 64—67.
[108]) Pro populo, S. 86 ff.

dieser Staat in seinem ganzen Aufbau, in seiner Maschinenhaftigkeit, Arndts Forderungen von der Beschaffenheit eines Staatswesens nicht gerecht wurde, mußte seine Abneigung gegen beide nur verstärken. So entstand sein Urteil über Friedrich den Großen und Preußen, wie es uns in „Germanien und Europa“ und im 1. Teil von „Geist der Zeit“ entgegentritt.

Die Wandlung in diesem Urteil setzte in eigenartiger Weise zu einem Zeitpunkt ein, wo man das nicht hätte erwarten sollen. Der unglückliche Ausgang des Krieges von 1806, das vollständige Zusammenbrechen Preußens hätten Arndt eher entmutigen oder ihm den Beweis bringen können, wie sehr er mit seinen Anklagen gegen diesen Staat recht gehabt hatte. Aber gerade jetzt trat in Erscheinung, wie sehr er sich schon mit dem deutschen Volke verbunden fühlte[109]). In Preußens Kampf gegen Napoleon glaubte er nunmehr, Preußens Besinnung auf seine deutsche Aufgabe zu erkennen. Und das galt ihm mehr als die Niederlage des fridricianischen Heeres. Seine Stellung zu Preußen erfuhr dadurch eine erste Wendung. Daß Preußen sich einem künftigen Kampfe um die Freiheit nicht versagen würde, war ihm sichere Gewißheit. Diese Entwicklung mußte ihn notwendigerweise auch Stellung nehmen lassen zum preußischen Staate überhaupt. Tatsächlich erkannte er nun auch im Gegensatz zu früher die Berechtigung Preußens, damit aber auch den durch Friedrich vollendeten Dualismus an.

Bei der engen Verbundenheit seiner Urteile über Friedrich und Preußen konnte ein Einfluß des einen auf das andere nicht ausbleiben. Vaterlandsliebe und Deutschgefühl verbanden sich mit der patriotischen Schwärmerei seiner Jugend: Friedrich erschien ihm immer mehr als „der größte europäische Mann seit lange“[110]). Einen jähen Rückschlag mußte diese Entwicklung in der bitteren Enttäuschung über die Haltung Preußens während der Krise des Jahres 1812 erfahren. Seine aufwallende Leidenschaft riß ihn noch ein letztes Mal hin zu bitteren Anklagen sowohl gegen Preußen als auch gegen Friedrich den Großen. Preußens Anteil an der Erhebung genügte aber, um wenige Monate später alles in neuem Lichte erscheinen zu lassen. Die Fühlung mit den preußischen Reformern hatte Arndt sich Preußen und damit Friedrich nähern lassen, das Erlebnis der gewaltigen Volkserhebung in Preußen hatte diesem Werden die entscheidende Wendung gegeben. Er wurde damit Preuße.

Den Gedanken eines einigen deutschen Reiches von der Ostsee bis an die Alpen hatte Arndt schon früh aufgegeben, an seiner Stelle hoffte er auf der Grundlage des Vorhandenen auf einen Zusammenschluß der deutschen Einzelstaaten zu einem deutschen Nationalstaat. Ein Staat sollte darin die Führung übernehmen. Seit 1814 war das Preußen. Das Geschehen der letzten Jahre hatte in ihm den Glauben an Preußens Führerschaft in Deutschland Gewißheit werden lassen.

---

[109]) Briefe an eine Freundin, S. 56 (4. VII. 1807)
[110]) Nordischer Kontrolleur I, S. 163.

Trotz seiner jahrzehntelangen Verkennung und Bekämpfung hieß sein Glaube jetzt: durch Preußen zum deutschen Nationalstaat. So wie, freilich nicht ohne Rückschläge, seit 1805 der ursprüngliche Gegensatz zu diesem Staat einem hoffnungsvollen Nähern zunächst, dann einem gläubigen Anschluß gewichen war, so war auch seine Abneigung gegen Friedrich den Großen in gleicher Weise geschwunden. Nun warf der Stolz auf Preußens Staat und Volk und ihre Leistungen sein verklärendes Licht auch auf den großen Preußenkönig und seine früher so bitter getadelte Wirksamkeit. Jetzt wurde Friedrich mit Stolz den großen Helden der deutschen Geschichte zugesellt und die früher als so verderblich abgeurteilte matte Politik seiner Nachfolger war jetzt ein Beweis seiner überragenden Größe. So wie Preußen für Arndt der Staat geworden war, der Deutschlands Zukunft bringen würde, so erschien ihm nun auch Friedrich der Große, der Begründer dieses Staates, als der größte Heros der letzten deutschen Vergangenheit.

Wie Arndt in seinen „Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte" so glaubten damals viele ein gut Teil des politischen Unheils auf Friedrichs Rechnung schreiben zu müssen. Weite Kreise lehnten sich auf gegen die politischen Handlungen und Grundsätze Friedrichs. Sein innerstes Wesen war ihnen zuwider, er war kein deutscher Mann und hatte keinen deutschen Patriotismus wie sie. Er war ohne Verständnis gewesen für deutsche Art und Sitte, Kunst und Wissenschaft, sondern hatte sich des Französischen bedient und ihm den Vorrang gegeben. Daneben galt er ihnen als ein Despot und Tyrann, der als Philosoph wohl schöne Worte machte, als Herrscher aber weit davon entfernt war, die inneren Kräfte seines Volkes anzuerkennen. So war ihnen Jena nichts anderes als die notwendige Frucht seines Wirkens. Es waren das jene Männer in „altdeutschen Röcken", wie Köppen einmal sagte[111]). Ihre Leidenschaft erklärt sich aus ihrer Zeit, in der sie lebten, und sie entsprang einer zwar überspannten, aber ehrlichen Ueberzeugung.

Sogar ein Mann wie der alte Kriegsrat Scheffner, der doch seinem alten König gewiß ein treues Gedächtnis bewahrt hatte[112]), meinte: „Verschweigen kann ich es auch nicht, daß mir Ernst Moritz Arndts Aufsatz in seinen mit besonderem Geist und in eignem Ton geschriebenen „Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte" über Friedrich II. und sein Zeitalter durchaus zugesprochen hat"[113]). Ein solches Zeugnis zeigt deutlich, in wie weite Kreise jener Zeit eine unklare und unsichere Haltung zu Friedrich eingedrungen war[114]).

Aber wie der 1. Teil von „Geist der Zeit", so blieben auch Arndts „Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte" nicht ohne Wider=

---

[111]) Köppen, Friedrich der Große und seine Widersacher, S. 107.

[112]) Scheffner an die Königin Luise am 30. V. 1808. Altpreußische Monatsschrift, Bd. 1, S. 717.

[113]) Scheffner, M. Leben, S. 163.

[114]) Vergl. dazu auch Dohm V, S. 4.

spruch. Christian Wilhelm von Dohm ließ es sich angelegen sein, in seinen 1814—1819 erschienenen Denkwürdigkeiten ein getreueres Bild des großen Preußenkönigs zu entwerfen. Dohm, der selbst in einflußreicher Stellung die Regierung Friedrichs miterlebt hatte, würdigte eingehend Politik und Regierung dieser Zeit, scheute aber auch vor offener Kritik nicht zurück. Eine wirklich gerechte Würdigung konnte ihm freilich auch nicht gelingen, weil er vor allem nur den alternden König im Auge hatte[115]).

Aber energisch wies Dohm Arndts Vorwürfe gegen Friedrich zurück. Er erkannte Arndts Verdienste um die deutsche Sache lobend an, konnte sich aber nicht verhehlen, daß Arndt durch seine leidenschaftliche Uebertreibung der guten Sache mehr geschadet als genützt und bei vielen Menschen einen nachteiligen Einfluß gewirkt hätte. Dohm glaubte nicht, daß Arndt sein Ziel, die Preußen in dem Freiheitskampf zu stärken und zu beleben, erreichen würde, wenn er sie einmal aufforderte, sich ihrer Vorfahren würdig zu erweisen, und dann Friedrich, durch den Preußen seinen Ruhm doch hauptsächlich erworben hatte, in ihren Augen herabsetzte. Er hatte selbst gesehen, welch tiefen Unwillen die einseitigen Anklagen Arndts vor allem in den Kreisen erregt hatten, die Friedrichs Zeiten selbst noch miterlebt hatten, und die sich ihr Bild des großen Königs nicht durch so einseitig falsche Schilderungen entstellen lassen wollten[116]). Dohm sah vielmehr eine andauernde tiefe Verehrung für Friedrich in den weitesten Schichten des Volkes. In Preußens Erhebung sah er den besten Beweis dafür, daß Friedrichs Geist im preußischen Volke nicht gestorben war. „Hätten die Preußen nicht während einer langen Zeit einen König wie Friedrich an der Spitze gehabt, hätte die Erinnerung an ihn und seinen Ruhm nicht noch immer die Enkel der einst von ihm Geführten belebt, nie würden diese, einmal schmachvoll unterdrückt, nach kurzer Weile sich so glorreich wieder erhoben haben. Der Gedanke an ihn richtete die Preußen auf in ihrer tiefsten Erniedrigung. Dieser Gedanke ließ sie keinen Augenblick zweifeln, daß sie noch wieder aufstehen würden, und die feste Ueberzeugung hiervon gab ihnen die Kraft, mit der sie wirklich aufgestanden sind“[117]).

Eine anonym erschienene Schrift „Ernst Moritz Arndts Urtheil über Friedrich den Großen“ von K. G. N. (Karl Georg Neumann) versuchte neben einer Dohm sehr ähnlichen Würdigung von Friedrichs Größe, Arndts Vorwürfe im einzelnen aus Friedrichs Schriften zu widerlegen. Im übrigen ist sie eine reine Kampfschrift gegen Arndt, die für unsere Fragestellung nichts von Bedeutung bringt.

---

[115]) Dohm IV, S. 377 ff.
[116]) Dohm V, S. 8 ff.
[117]) Dohm V, S. 3 f.

Friedrich der Große in der zeitgenössischen politischen Publizistik.

Joseph Görres und Friedrich der Große.

Die hervorragende Stellung, welche Arndt Friedrich dem Großen in seinem Denken und seinen Schriften eingeräumt hat, sollte uns leicht vermuten lassen, daß auch Joseph Görres, neben Arndt der bedeutendste politische Publizist jener Zeit, sich in ähnlicher Weise mit dem großen Preußenkönig beschäftigt hätte. Das ist aber durchaus nicht der Fall. In eigenartiger Weise ergibt sich vielmehr, daß Görres Friedrich den Großen wenig beachtet zu haben scheint und keinerlei Zeugnis hinterlassen hat, das einen Rückschluß auf eine eingehendere Beschäftigung mit Friedrich zuließe. Es scheint, als hätte Friedrich der Große in Görres' Streben nach einem einigen deutschen Nationalstaat im Gegensatz zu Arndt keinerlei Bedeutung gehabt.

Friedrich der Große in der zeitgenössischen Zeit- und Flugschriftenliteratur.

Auffallend ist auch, daß Friedrich in der umfangreichen Flug- und Zeitschriftenliteratur jener Tage kaum eine Rolle gespielt hat. Nach manchen Zeugnissen war sein Andenken gerade beim Volke sehr lebendig[1]). So sollte man vermuten, daß er in dieser volkstümlichen Literatur einen entsprechenden Platz eingenommen hätte. Es überrascht daher, wenn wir feststellen müssen, daß das in keiner Weise der Fall ist. Nur gelegentlich beschäftigen sich z. B. die Deutschen Blätter[2]) oder Ludens Nemesis[3]) oder auch diese oder jene Flugschrift mit ihm[4]). Aber auch dann nur kurz und ohne für unsere Fragestellung Neues zu bringen. Die damalige Zeit war doch ausschließlich erfüllt von dem einzigen Gedanken der Befreiung des Vaterlandes von dem napoleonischen Joch als dem Kampfe des Guten gegen das Böse und Teuflische schlechthin. Und doch würde es bestimmt falsch sein, wollte man glauben, daß die Erinnerung an Friedrich an diesem Kampfe keinen Anteil gehabt hätte. Welchen Raum und welche Bedeutung Friedrichs Andenken in dem Sehnen und Streben nach der Befreiung einnahm, das trat verschiedentlich in den Zeugnissen jener Zeit zutage, und der napoleonische Kommissar in Düsseldorf, der Graf Beugnot, hatte sicher richtig gesehen, wenn er in einem Bericht an seine Regierung den gemeinsamen Glauben an eine Wiederauferstehung der Monarchie Friedrichs des Großen

---

[1]) Vergl. dazu die Zeugnisse von Arndt, Clausewitz, Dohm, Schleiermacher.
[2]) Deutsche Blätter, I. S. 554 ff. — V. S. 490 ff.
[3]) Nemesis I. S. 467 f. — II. S. 282 f. — III. S. 376 f. — V. S. 99 f. u. 415 f. — VII. S. 577 f. — X. S. 35 ff., S. 560. — XII. S. 447 f.
[4]) Radlof, Frankreichs Sprach- u. Geistestyrannei, S. 25 ff. — Rüß, Einfluß Frankreichs, S. 300 ff., S. 366 ff.

als das Merkmal aller Preußen bezeichnete[5]). Es scheint, als hätte die Erinnerung an Friedrich sich vorwiegend kundgetan in einem sehnsüchtigen Zurückblicken auf die durch ihn geschaffene Größe des preußischen Staates, die es nun nach dem tiefen Sturz wieder zu erringen galt. Allgemein stand der Freiheitskampf doch zu sehr im Vordergrund allen Denkens, so daß Friedrich zurücktrat. Als dieser Kampf aber siegreich beendet war, da verschwand er gar ganz, um dem lebhaften Meinungsstreit und Kampf um die Frage einer deutschen Verfassung Platz zu machen.

Friedrich Ludwig Jahn und seine Haltung zu Friedrich dem Großen.

In dem Kampf um Preußens Befreiung ist eines Mannes zu gedenken, der durch seine Schriften, besonders aber durch seine Tätigkeit auf die frühe Einheitsbewegung eingewirkt hat, Friedrich Ludwig Jahn.

Auf zahllosen Fußwanderungen hatte der junge Jahn in einer unsteten Jugendzeit früh weite Teile des deutschen Vaterlandes kennen gelernt. Durch seinen Vater und Veteranen des großen Friedrich mit Stolz auf Preußen und mit Liebe und Verehrung für sein Herrscherhaus erfüllt[6]), war Jahn von Jugend auf überzeugter Preuße. Das bewies schon eine kleine Jugendschrift, die 1800 in Halle unter dem Titel „Ueber die Beförderung des Patriotismus im preußischen Reiche" mit O. C. C. Höpffner als Verfasser erschien. Jahn soll sie ihm 1799, wohl aus Not, für 10 Taler verkauft haben[7]). Deutlicher als in dieser Schrift konnte ein national-preußischer Standpunkt kaum ausgesprochen werden. Aus jeder Zeile sprach in einfacher und klarer Weise Jahns Stolz, dem preußischen Volke anzugehören, das wie kein anderes in kurzer Zeit sich einen großen Namen in der Welt gemacht hatte[8]). Er pries das gütige Geschick, das den wackeren Brandenburgern ein Fürstengeschlecht geschenkt hatte, ohne das Brandenburg wohl „nur ein Markgrafentum des Deutschen Reiches geblieben wäre"[9]). Nun war aber durch die gegenseitige Ergänzung eines tapferen Volkes und eines tatkräftigen Herrscherhauses ein kräftiger Staat entstanden, in dem durch das Wirken der Hohenzollern alle Teile des Staatsgebietes, auch die nichtdeutschen[10]), bald zu einem einheitlichen Reiche zusammengeschmolzen[11]). Vornehmlich der schwere, aber ruhmvolle 7jährige Krieg unter einem großen König hatte es bewirkt, Preußen seinen

---

[5]) Mitgeteilt von Wachter, Forsch z. brand. u. preuß. Gesch. Bd. IX. S. 582.

[6]) Euler, Jahns Werke Bd. I. S. XXXI.

[7]) Euler, Jahns Werke I. S. XXXVIII.

[8]) a. a. O. S. 4.

[9]) a. a. O. S. 8.

[10]) a. a. O. S. 5.

[11]) a. a. O. S. 21.

Platz unter den Völkern zu erkämpfen[12]. „Graue Krieger mit ehrenvollen Narben geziert, erzählen dem Knaben, dem Jüngling, dem Manne, von den glorreichen Siegen der Preußen"[13]. Friedrich der Große aber, der diesen schweren Kampf ausgefochten hatte, wurde der Held seines Volkes. Alle Verehrung und Liebe wand sich um diesen Herrscher[14], so daß die großen Taten seiner Väter über ihm fast in Vergessenheit gerieten[15]. Der siebenjährige Krieg mit seinem Helden Friedrich war die strahlende Sonne, die alles andere in den Schatten stellte[16].

Aus Preußens geschichtlichem Werden wählte Jahn zwei Tage heraus, die das preußische Volk mit Stolz feiern sollte, den 18. Januar, an dem Preußen zum Königreiche erhoben, und den 15. Februar, an dem Friedrich den Frieden von Hubertusburg geschlossen hatte, durch den Preußens Großmachtstellung endgültig gefestigt, das Land von den Nöten und Stürmen des Krieges befreit worden war[17]. Diese beiden Tage hielt Jahn der Feier wert, weil sie wie sonst keine die große Bahn kennzeichneten, die Brandenburg-Preußen unter seinem hohenzollerschen Fürstengeschlecht gegangen war.

Mehr konnte ein stolzes preußisches National- und Staatsgefühl kaum verkündet werden als in diesen Worten Jahns. Dieser überzeugte preußische Partikularist sah nichts als sein preußisches Vaterland und dessen ruhmvolles Herrscherhaus, das er liebte und verehrte. Mit Preußens Volk bewunderte und verehrte er Friedrich, dem Preußen seine Weltgeltung vor allem verdankte, als den Größten, den dieses Herrscherhaus seinem Lande geschenkt hatte. Daß Jahn damals schon seinen Blick auf ein großes gemeinsames deutsches Vaterland gerichtet hätte, davon kann nicht die Rede sein. Wohl sprach er vom „Reiche", von „Reichsgenossen", aber das waren das preußische Reich und seine preußischen Reichsgenossen[18]. Es war nur ein preußischer Einheitsgedanke, der ihn bewegte, den Gedanken eines einigen und einheitlichen Deutschland hatte er damals noch nicht erfaßt, seine Notwendigkeit noch nicht erkannt.

Die nächsten Jahre führten hierin eine Wandlung herbei. In unstetem Wanderleben lernte Jahn weiterhin Land und Leute des deutschen Vaterlandes kennen. Er sah die ehrwürdige aber morsche Reichsherrlichkeit versinken und erlebte besonders eindringlich den Zusammenbruch des geliebten Preußen, das er einst für den Kern des zersplitterten Vaterlandes gehalten hatte. Die Frage nach den Ursachen dieses politischen Zerfalls führte ihn zu den Beziehungen von Volk zu Staat. Da glaubte er zu erkennen, daß das äußere Band eines Staates noch nicht allein ein Volk entstehen lassen

---

[12]) Euler, Jahns Werke I, S. 4.
[13]) a. a. O. S. 3.
[14]) a. a. O. S. 4.
[15]) a. a. O. S. 4 f.
[16]) a. a. O. S. 5.
[17]) a. a. O. S. 20 f.
[18]) a. a. O. S. 11.

könnte, daß vielmehr ein einheitliches Volkstum, worin Jahn „das Gemeinsame des Volks", das alle Glieder miteinander verbindet, sah[19]), die notwendige Grundlage für einen wahren Staat, die Voraussetzung für die innere Einheit eines Staatswesens sein müßte. Das führte Jahns Blick weit über Preußens Grenzen hinaus, sein partikulares preußisches Nationalgefühl nahm seine Richtung auf das einheitliche große deutsche Vaterland. Da konnte er bei aller Liebe zum preußischen Staate und Volke sich nicht mehr verhehlen, daß seine Forderungen in Preußen in starkem Maße nicht erfüllt waren.

Einen ersten Ausdruck fand diese Forderung einer Einheit des deutschen Staates, der aus der Einheit des Volkstums hervorgehen mußte, in seinem 1810 erschienenen „Deutsches Volkstum". Diese erste kraftvolle Aeußerung seiner Einheitsgedanken wies ihm auch für die Zukunft den Weg. „Daß Deutschland ein Staat sei"[20]), das war die Forderung, die er von nun an nicht aufhörte, immer wieder auszusprechen. „Ein Gott, ein Vaterland, ein Haus, eine Liebe!"[21]). Was diesem Streben zuwiderlief, erfuhr seinen Kampf. Er beklagte die konfessionelle Spaltung[22]), geißelte die politische Zerrissenheit Deutschlands mit harten Worten[23]). Zur Erhaltung und Stärkung des deutschen Volkstums, aber auch im Interesse Europas und der Menschheit, forderte er die Zusammenfassung Deutschlands in einem Staate. „Deutschland, wenn es einig mit sich als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuren, nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein"[24]).

Nach dieser Entwicklung Jahns dürfen wir voll Erwartung sein, wie er sich jetzt zu Preußen und zu Friedrich dem Großen einstellen würde. Ernst Moritz Arndt hatte die Forderung der deutschen Einheit vor allem bewogen, seine bitteren Anklagen auszusprechen. Er hatte in dem Aufstieg Preußens und der Person Friedrichs die hauptsächlichen Ursachen des politischen Elends gesehen. Würde Jahn sich diesen Gründen anschließen und nun, zumal er in Greifswald Arndts Schüler gewesen war, eine ähnliche Haltung einnehmen wie Arndt? Einst hatte der preußische Partikularist nur Preußen gesehen, und noch jetzt können wir beobachten, wie er bei aller Betonung der Notwendigkeit der deutschen Einheit, sich nicht frei zu machen vermochte von seinen preußischen Gefühlen. Bei allem politischen Elend, der Bedrückung durch einen übermächtigen äußeren Feind, der eine Besserung der Lage kaum erhoffen ließ, hielt Jahn unerschütterlich fest an seinem Glauben an Deutschlands Zukunft und der Ueberzeugung, daß seine Rettung nur durch Preußen erfolgen würde.

---

[19]) Euler, Jahns Werke I., S. 154.
[20]) Pröhle, Jahns Leben, S. 129.
[21]) Euler, Jahns Werke I, S. 194.
[22]) a. a. O. I. S. 212 ff., 219/220.
[23]) a. a. O. I. S. 171.
[24]) a. a. O. S. 147 f.

Wenn er auch seinen übertriebenen Partikularismus abgestreift hatte, so war Jahn doch jederzeit überzeugter Preuße geblieben. Allerdings setzte er dieses Preußen jetzt ein in den Dienst für Deutschland und seine Einigung. Nach wie vor war ihm Preußen „der Kern vom zersplitterten Deutschland“[25]), aus dem Deutschlands Rettungsstern aufgehen würde[26]). Die Art und die Zusammensetzung des preußischen Volkes, die geographische Bedingtheit seines Staatsgebietes boten ihm die Gewähr für Preußens Führerrolle bei Deutschlands Einigung[27]). „So ahnte ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen Deutschen Reiches und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde“[28]).

Nicht so günstig wie über Preußen blieb Jahns Urteil über Friedrich den Großen. Zwar bewunderte er nach wie vor die persönliche und politische Größe des Preußenkönigs und seine Leistungen, die ihm auch seine Tadler und Gegner nicht nehmen konnten[29]). Im Gegensatz zu Arndt tadelte er auch nicht Friedrichs Politik gegen Oesterreich. Wohl beklagte er, daß Oesterreich und Preußen, anstatt sich gegenseitig zu helfen, sich entzweit hätten. Mit Freude begrüßte er darum die Zusammenkunft Friedrichs und Josephs im Jahre 1770 als einen „Hoffnungsstern“ künftigen guten Einvernehmens zwischen den beiden Staaten. Aber in seinen politischen Plänen wies er Oesterreich aus Deutschland heraus den europäischen Osten als Einfluß- und Machtgebiet zu und glaubte, daß Friedrich Oesterreich einen guten Dienst geleistet habe, wenn er ihm Schlesien nahm und seine bayrischen Pläne verhinderte[30]). Des Königs „unnatürliche Vorliebe“ für die Franzosen machte er Friedrich nicht zum Vorwurf, denn „es war dies eine Seuche seiner Zeit, deren Ansteckung er mit allen Zeitgenossen teilte“[31]).

Aber Jahn beklagte, daß der König nicht die „Hehrheit des Volkstums“ geahnt hätte und darum auch kein Volk hätte bilden können. So mußte sein trefflich gebauter Staat ein seelenloses Kunstwerk bleiben, weil ihm das Volk fehlte. „Staat und Volk in eins geben erst ein Reich, und dessen Erhaltungsgewalt bleibt das Volkstum“[32]). Friedrich aber hatte das Bedürfnis nicht gefühlt, ein solches Volk in seinem Staat zu schaffen. „So mußte der Staat stätisch und stock werden“[33]). Und auch sein ruhm- und siegreiches Heer mußte trotz aller Uebung und Strenge erschlaffen, weil das Söldnerheer jeglichen Zusammenhang mit dem Volke verlor und nur noch von der Erbschaft seines Ruhmes zehrte.

---

[25]) Euler, Jahns Werke I., S. 146.
[26]) a. a. O. S. 146.
[27]) a. a. O. S. 147.
[28]) a. a. O. S. 147.
[29]) a. a. O. S. 159.
[30]) a. a. O. S. 203.
[31]) Jahn, Selbstverteidigung in Euler, Jahns Werke II, Bd. 1, S. 254.
[32]) Euler I., S. 160.
[33]) Euler II, Bd. 1, S. 254.

Auch Friedrichs Verhältnis zur deutschen Sprache, das Jahn durch des Königs Gleichgültigkeit in religiösen Dingen gefördert glaubte, gab ihm Anlaß zu bitterer Klage. Er verstand wohl, daß die schwülstige Dichtkunst seiner Zeit beim König wenig Gegenliebe finden konnte, glaubte aber darin des Königs unvolkstümliches Streben zu erkennen, wenn er deshalb die deutsche Sprache verkannte und sich einer fremden hingab. „So blieb er ein Fremdling im eigenen Volk und ein Reisender in der Heimat.“ Das Andenken dieses Königs, der der größte des deutschen Volkes hätte werden können, wurde dadurch getrübt, daß er das Wesen des Volkstums nicht erfassen konnte und dadurch seinem Volke nicht das wurde, was er ihm hätte sein können[34]).

Jahns Urteil über Friedrich den Großen wurde zunächst klar bestimmt von seinem überzeugten preußischen Nationalgefühl, erst später trat eine merkliche Abkühlung seiner Bewunderung ein vor allem wegen der innenpolitischen Tätigkeit des Königs. Aber die Liebe und Verehrung, die dem jungen Jahn ins Herz gepflanzt war, verließ ihn nicht, auch als sein Blick sehnsüchtig über Preußens Grenzen hinaus nach der Einigung des gesamten Vaterlandes ausschaute. Wenn auch bei ihm eine in gewissem Sinne zu Arndt entgegengesetzte Entwicklung einsetzte, so blieb doch das Bild Friedrichs, wie er es aus seiner Jugend mitgebracht hatte, in sehr starkem Maße erhalten. Ueber seine Klagen der „Unkunde des Volkstums“ des Königs erhob sich jederzeit die hehre Gestalt Friedrichs, wie er sie seit seiner frühen Jugend bewunderte, und er vergaß nie, daß Friedrich es gewesen war, der seinem geliebten Preußen vor allem Gestalt und Charakter gegeben hatte, die es zu der großen Aufgabe befähigten, die Jahn ihm zugedacht hatte.

---

[34]) Euler, Jahns Werke II, Bd. 1, S. 255.

Zweites Kapitel:

Friedrich der Große in der Geschichtsschreibung der Erhebungs- und Reformzeit.

Johannes von Müller und seine Arbeiten zur fridricianischen Geschichte.

Es ist ein eigenartiges Bild, das sich in jener Zeit von Friedrich gebildet hatte. Von Sage, Tradition und persönlichen Gefühlen bestimmt, läßt es uns sehr deutlich den völligen Mangel historischer Forschung erkennen, die sich die Förderung der fridricianischen Geschichte als Ziel gesetzt hätte. Denn trotz der Fülle von Lobreden, die nach Friedrichs Tode so reichlich erschienen war, fehlte immer noch eine umfassende, Zeugnis gegen Zeugnis abwägende biographische Darstellung, die ein Bild Friedrichs entworfen hätte, das einer gerechten Beurteilung des großen Preußenkönigs gleichgekommen wäre. Dohm sprach noch 1819 diese Klage aus[1]), Schleiermacher mußte sie noch 1833 wiederholen[2]). Zwar hatte der bedeutendste Historiker seiner Zeit, Johannes von Müller, sich mit dem Gedanken getragen, eine solche Biographie zu schreiben, mancherlei Umstände ließen seinen Plan aber nicht zur Reife und die Arbeit nicht über die Vorbereitungen hinaus kommen.

Johannes von Müller, ein Schweizer von Geburt, hatte neben seiner Schweizer Geschichte sich schon früh mit Friedrich dem Großen beschäftigt. Die Schriften Friedrichs hatte er unmittelbar nach ihrem Erscheinen besprochen und sein Lob Friedrichs öffentlich verkündet[3]). Im Jahre 1804 war er nach Berlin gekommen und als Geheimer Rat, beständiger Sekretär der Akademie und Historiograph des preußischen Königshauses in den Dienst des preußischen Staates getreten. Damit war ein Wunsch, den er schon lange gehegt hatte, in Erfüllung gegangen. Das Bild, das er sich als junger Mensch von Preußen und seinem großen Friedrich gemacht hatte, war mit ihm gegangen, hatte sich vertieft und ausgereift. Preußen galt ihm als einer der vorbildlichsten Staaten, das Andenken Friedrichs als eines der heiligsten Güter[4]). Nun da er in Preußen lebte und glaubte, das letzte Ziel seines Lebens erreicht zu haben, faßte er den Entschluß, Friedrichs Geschichtsschreiber zu werden. Friedrich Wilhelm III. billigte sein Vorhaben, ordnete die uneingeschränkte Benutzung der Archive an und befreite Müller von der herkömmlichen

---

[1]) Dohm V, S. 1.
[2]) Schleiermacher III, Bd. 1, S. 163 f.
[3]) Müller, Werke, X, S. 70 ff., S. 139.
[4]) Müller, VII, S. 140.

Zensur. Ja, der König sprach die Erwartung aus, daß dieses Werk sich des Geschichtsschreibers würdig erweisen würde und meinte, „daß es schwerlich einem anderen je so vollkommen gelingen würde“[5]).

In der Tat schien Müller auf Grund seiner früheren Leistungen der berufene Mann zu sein, eine solche Aufgabe zu lösen. Aber die Vollendung seiner Schweizer Geschichte, mehr noch die trotz der Warnungen der Freunde eingetretene Zersplitterung seiner Arbeitskraft durch kleinere literarische Arbeiten ließen ihn mit der Arbeit nicht recht vorwärts kommen. Als er endlich 1806 die Vorarbeiten so weit erledigt hatte, daß er zur Benutzung der Archive übergehen konnte, brach das politische Verhängnis über Preußen herein. Müller gehörte zu den eifrigsten Anhängern der Kriegspartei und begrüßte freudig den endlich gefaßten Entschluß zum Kriege. Er war zunächst auch dazu ausersehen, das Kriegsmanifest des Königs zu entwerfen[6]). Jena und die darauf folgenden Ereignisse trafen Müller aufs tiefste. Der völlige Sturz dieses von ihm geliebten und verehrten Staates, der ihm einst unerschütterlich galt, hatte ihn überrascht und völlig betäubt. Die ganze Welt schien ihm verändert, das Alte vergangen. Er glaubte, am Anfang einer neuen Weltordnung zu stehen. So floh er nicht wie die übrigen Anhänger der Kriegspartei, sondern ergab sich in verstörter Verzweiflung den veränderten Verhältnissen[7]). Preußens Zeit schien ihm vergangen, er hatte keine Hoffnung auf seine Auferstehung. Auch sein Lebensplan schien ihm durch den Zusammenbruch des preußischen Staates zerstört. Er war plötzlich in eine Welt geworfen, die seinen Wünschen und Hoffnungen nicht entsprechen konnte.

In diese Lage fällt die aufmerksame Behandlung Müllers durch die Franzosen. Obwohl ihnen Müllers Haltung vor Kriegsausbruch unmöglich entgangen sein konnte, behandelten sie ihn mit der ausgesuchtesten Höflichkeit[8]), und als Napoleon in Berlin einzog, befahl er ihn sogar zur Audienz. Da geschah etwas Unerwartetes. Sein Leben lang hatte Müller den preußischen Staat bewundert, zwei Jahre vorher war er in seinen Dienst getreten mit den Gefühlen „eines aus der Fremde heimgekommenen Sohnes“[9]), als einer der Eifrigsten hatte er zum Kriege gegen Napoleon getrieben, nun genügte eine einzige Audienz des großen Korsen, ihn seinen ganzen Lebensinhalt vergessen zu machen. Sie endete mit einer völligen Verleugnung Preußens durch Müller[10]). Er hatte diesen Staat ganz aufgegeben[11]).

Müllers Wandlung konnte nicht verborgen bleiben. In der Tat trat sie schon in seiner Akademierede des Jahres 1807 recht klar

---

5) Müller, Werke VII, S. 169.
6) Lehmann, Stein I, S. 389.
7) Müller, Werke VII, S. 236.
8) a. a. O. S. 240.
9) a. a. O. S. 116.
10) a. a. O. S. 246.
11) a. a. O. S. 247.

zu Tage[12]). Vor einem stattlichen Hörerkreis, in dem sich auch zahlreiche französische Beamte und Offiziere befanden, sprach er am 29. 1. 1807 über Friedrichs Ruhm. Man muß gestehen, daß seine Aufgabe keine leichte war, es war wirklich „eine schwere Schifffahrt zwischen Scylla und Charybdis“[13]), aber man darf auch nicht vergessen, daß er diese Aufgabe freiwillig übernommen hatte, ja, daß die Feier auf seine Anregung hin überhaupt stattgefunden hatte[14]). Diese Rede, die er in französischer Sprache gehalten hatte, lieferte den klaren Beweis, daß er jeden Glauben an Preußen verloren hatte.

Die Mißachtung und Verleugnung der Würde des großen Königs und des preußischen Staates, die in ihr zum Ausdruck kam, erregte in weiten Kreisen der Hauptstadt Befremden und Zorn. Allgemein sah man in ihm den Verräter und Verleugner der Nation und brachte ihm das offen zum Ausdruck. Anonyme Drohbriefe flogen ihm ins Haus. Unter dieser „pöbelhaften Gemeinheit“[15]) und unter den „Berliner Philistereien“[16]) litt er sehr.

Nur wenige glaubten ihm beispringen zu müssen. Der alte Kriegsrat Scheffner verstand die übelwollende Haltung der Berliner nicht[17]). Dohm würdigte Müllers Versuch, konnte sich aber der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die daran geknüpften Hoffnungen — Ermunterung der Preußen durch die größten Erinnerungen ihrer Geschichte und der Versuch, die Franzosen mit Achtung vor dem preußischen Volk zu erfüllen — nicht erfüllt wurden[18]). Allein Goethe glaubte seinem Freunde beispringen zu müssen. Er übersetzte Müllers Rede ins Deutsche[19]) und äußerte sich in einer Kritik in der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung vom 28. 2. 1807 sehr anerkennend.

Aber die Anklagen wegen seines Abfalls wollten nicht verstummen. Niedergedrückt durch die ganzen Verhältnisse nahm Müller seinen Abschied in Preußen, um einem Rufe als Professor an die Tübinger Universität Folge zu leisten. Unterwegs erreichte ihn die Ernennung zum Staatsminister des neuen Königreichs Westfalen, die er sofort annahm. Den Gedanken, die Geschichte der glänzendsten Epoche des preußischen Staates zu schreiben, hatte er längst aufgegeben. Sie war ein Opfer der politischen Verhältnisse, vor allem aber ein Opfer von Müllers Charakter geworden.

Nur zwei akademische Reden waren das der Oeffentlichkeit bestimmte Ergebnis seiner Arbeiten. Doch lassen diese Müllers Urteil über den großen Preußenkönig sehr klar erkennen. Soweit es Friedrichs Wirken und Persönlichkeit betraf, blieb es sich gleich, und trotz der durch die Ereignisse von 1806 veränderten Verhältnisse ist,

---

[12]) Müller, Werke VIII, S. 367/385 ff.
[13]) Müller, Werke VII, S. 259.
[14]) Dohm V, S. 36.
[15]) Müller, Werke VII, S. 264.
[16]) Briefwechsel Müller, Anhang, S. 98.
[17]) Scheffner, S. 427.
[18]) Dohm V, S. 37 ff.
[19]) Müller, Werke VIII, S. 385 ff.

wenn man von seinen Entgleisungen in der zweiten Rede absieht, eine weitgehende Uebereinstimmung beider Reden nicht zu verkennen. Leider glaubte Müller, seine Rede von 1807 stark auf den Sieger zuschneiden zu sollen und mit Huldigungen für ihn nicht zurückhalten zu dürfen.

Friedrichs Größe stand für Müller nie in Zweifel. In dem Augenblick, in dem Friedrich in das Weltgeschehen eingegriffen hatte, war sie schon in Erscheinung getreten. In seinen heldenmütigen Kämpfen hatte er sie, allgemein anerkannt, bis zu ihrem ruhmvollen Höhepunkt gesteigert und sie in seiner Friedenstätigkeit als Vater seines Volkes und Vorbild der Fürsten seiner Zeit bewährt. Dieser Friedrich war nicht mit großen Persönlichkeiten anderer Zeiten zu vergleichen, er mußte, um recht erkannt zu werden, aus seiner Zeit und aus seiner Umwelt heraus dargestellt werden. Nur dadurch glaubte Müller Gestalt und Lebenswerk Friedrichs recht zeigen zu können.

Heldentaten und Herrschertätigkeit des Königs pries Müller in gleicher Weise. Er zeigte, wie Friedrich seinem Volke alles gewesen war, wie er durch seine strenge Pflichterfüllung jedermann angehalten hatte, sich auch freudig für den Staat einzusetzen, und wie er seinen Untertanen jederzeit Vorbild gewesen war. Friedrichs Ziel sah Müller in dem Schaffen eines kräftigen preußischen Staates. Das war Friedrichs Genie auch in hervorragendem Maße gelungen, und Preußen, ein Staat ungünstiger Grenzen, war durch ihn mit geringen Mitteln zu Macht und Ansehen gelangt, die kleine Staaten vertrauensvoll zu ihm als ihrem Schirmer und Schützer aufblicken ließ, den größeren und stärkeren Mächten aber Achtung abnötigte. Wenn dieser Staat trotz seiner schweren Kämpfe sich bald in einem Zustand nie gekannter Blüte befand, so war das in erster Linie Friedrichs Werk. — Auch der deutsche Name hatte durch Friedrich wieder Ansehen in der Welt erlangt, durch Preußens Aufstieg war Deutschlands Macht in Europa gestärkt, während Oesterreich sich durch fremde Anhängsel geschwächt hatte. Aufgabe und Ziel dieses preußischen Staates sah Müller nicht in der Vorherrschaft vor anderen Staaten, sondern neben seiner Selbsterhaltung in seiner auf Treue, Wahrheit und gemeinsames Interesse gegründeten Herrschaft, die „weniger zählte auf erschöpfbare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung seines Volkes und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines jeden ist, der etwas fühlt für Freiheit und Licht“[20].

Müllers besonderes Lob erregte der Charakter des preußischen Staates, wie er durch die Grundsätze der Humanität und der Freiheit wie bei keinem anderen Staate seiner Zeit bestimmt wurde. Er pries, daß jeder Bürger dieses Staates gewiß sein konnte, sein Recht zu finden, und auch seiner Ueberzeugung ungehindert leben zu können. Darin war Friedrich dem Vorbilde seiner Väter treu

---

[20]) Müller, Werke VIII, S 113.

gefolgt, die schon oft die Mark Brandenburg zum Zufluchtsort der Denkfreiheit gemacht hatten, und dieser König, der „gewohnt war, bestimmt zu gebieten und genauen Gehorsam zu finden, fühlte richtiger als die meisten Philosophen, jenseits welcher Grenze ihm nur erlaubt sei, vorzuleuchten“[21]). Friedrich lehrte nicht, was Wahrheit sei, sondern förderte den Untersuchungstrieb durch freies Spiel des Geistes. Er flößte dadurch seinen Preußen einen Geist der Freiheit und der Verantwortung ein, während zu gleicher Zeit in anderen Ländern die Fürsten den Geist ihrer Untertanen abzustumpfen suchten, um besser regieren zu können. Daher sproß auch in Preußen bei allen militärischen und wirtschaftlichen Anstrengungen überall in Künsten und Wissenschaften ein frisches und freudiges Leben empor. So hatte Friedrich nach Müllers Meinung es verstanden, Menschen zu bilden, die ihm beim Bau ihres Vaterlandes zu helfen wußten.

Seine eigene Aufgabe suchte der König in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und wies darin seinem Volke den Weg. Als erster Mann seines Staates hielt er sich frei von Parteigeist, von Leidenschaften und Vorurteilen. Er wollte geliebt sein, nicht ohne gefürchtet zu sein. Jedermann sollte mit Vertrauen sich auf seine Gerechtigkeit verlassen und darauf bauen. Bei täglicher Selbstüberwindung sah Müller ihn mit Erfolg durch sein großes Beispiel seinem Volke die Ueberzeugung seiner Unüberwindbarkeit einprägen. Und in einer auf Beharrlichkeit und geistigen Fortschritt gegründeten Regierung gelang es ihm, Preußen an die Spitze aller Staaten zu bringen[22]). Nicht durch Glück, sondern vermöge seiner sittlichen Größe hatte der König solche Leistungen vollbringen können. Sein einfaches Schloß von Sanssouci sah ein Leben, wie es besser kaum eingerichtet werden konnte. Hier war Friedrich zu verschiedenen Stunden des Tages der Vater des Volkes, der Schützer und Verteidiger des Staates, der Gelehrte, der Staatsmann, der Dichter, der Künstler, der Mensch, immer aber der große Friedrich. Hier erneuerte er seinen Geist im Wechsel von Arbeit und Erholung. Hier nutzte er jede Stunde, verlor keinen Tag, als den einen, an dem er starb. Sein Ruhm, den er durch seine Heldentaten und sein Beispiel erworben, erschien Müller unzerstörbar, unverlierbar: Dieses Leben schien ihm wohl der Verewigung wert.

Daß Friedrichs Regierung von Fehlern und Mißgriffen nicht frei gewesen war, wußte auch Müller. Dieser König war eben auch nur ein Mensch gewesen. Und seine Fehler wollte Müller auch ruhig und offen zeigen; Friedrichs Größe würde die Wahrheit wohl vertragen können. Freilich konnte Müller sich nicht verhehlen, daß viele neidvolle Beschuldigungen in jener Zeit erhoben wurden, die den Zweck verfolgten, Friedrichs Größe und die Segnungen seiner Herrschaft zu schmälern.

---

[21]) Müller, Werke VIII, S. 115.

[22]) a. a. O. S. 112 ff., 395 f.

Die oft geschmähte Irreligiosität des Königs sah Müller stark ausgeglichen durch den Schutz, den er der Gottesverehrung und die Sicherheit, die er ihrem Eigentum zuteil werden ließ. Das besonders oft gerügte unverhältnismäßige Uebergewicht des Heeres im preußischen Staate schien ihm nur zum Teil zu bestehen, weil ja ein großer Teil der Armee nur zeitweilig einberufen gewesen war, außerdem ihm ein starkes Heer für Preußens Lage und ungünstige Grenzen notwendig erschien. Die Bevorzugung des Adels im höheren Militärdienst schien ihm durchaus berechtigt, solange der König den Mittelstand der Förderung des Gewerbes und der Künste dienstbar machen wollte. Des Königs unumschränktes Herrschen sah Müller durch seine weise und wohltätige Regierung voll ausgeglichen.

Einen schädlichen Einfluß dieser Einrichtungen auf das Staatsleben wollte Müller nicht anerkennen. Er sah vielmehr, wie im Gegensatz zu diesen Beschuldigungen Friedrich seinen Staat und sein Volk gefördert hatte, wie sich die Bevölkerung verdoppelt, der Wohlstand des Landes sich gesteigert hatte und ein gerüstetes Heer und wohlgefüllter Schatz zur Verteidigung des Landes hinterlassen wurden. Friedrich mußte in der endlosen Reihe seiner Heldentaten, seiner strengen Pflichterfüllung und dem Bestreben, seinem Volke in langer Friedensarbeit Gutes zu tun, Müller vielmehr als der Vater seines Volkes, als der einzige, der große, als der „Preußen-Friedrich" erscheinen.

So hatte Müller das Bild des großen Preußenkönigs entworfen, wie er es sah. Dieses Bild als sein Biograph auszuführen, hatte er sich als Ziel gesteckt. Das läßt erkennen, mit welch tiefer Verehrung für Friedrich er erfüllt war. Es war eine freudige Bejahung des großen Herrschers. Im Gegensatz zu Arndt, der den König zunächst abgelehnt hatte, weil er seinen politischen Ideen so wenig entsprach, fand Müller gerade in Friedrichs Regierungsweise seine Ideen vom Staatsleben aufs beste verwirklicht. Gewiß war es auch die Größe und die Persönlichkeit, die ihn zu begeisterten Worten hinrissen, aber er liebte und lobte Friedrich doch vor allem wegen des Staates, den er geschaffen hatte, und der so ganz seinen Grundsätzen entsprach.

Der erste Teil und der Schluß seiner Rede von 1807 gaben leider, wenn das auch für sein Urteil über Friedrich völlig belanglos ist, einen wenig charaktervollen Eindruck von Müller. Statt seiner heiklen Aufgabe durch eine einfache Darstellung der Taten und der Persönlichkeit des großen Friedrich gerecht zu werden, ohne der Zeitverhältnisse zu gedenken, hielt er seine Rede in französischer Sprache und ließ es an Komplimenten für den französischen Sieger nicht fehlen.

Geschickt versuchte er, beiden Teilen seiner Zuhörerschaft gerecht zu werden, indem er die These aufstellte, daß große Männer nicht einem einzigen Volke, sondern wie die unsterblichen Götter der ganzen Menschheit angehörten. So zählte er auch Friedrich, von dem er doch 1805 mit Stolz gesagt hatte, „er ist der Preußen Friedrich", zu den Großen, die allen Völkern, also auch den Fran-

zosen angehören sollten. Uneingedenk seiner früheren Mahnung, Friedrich nicht mit großen Persönlichkeiten anderer Zeiten zu vergleichen, sondern nur aus seiner Zeit und seiner Umwelt darzustellen, verglich er ihn nun doch mit Alexander, mit Constantin und Trajan. Wie seine Größe, so sollte auch sein Ruhm aller Welt angehören. Zwischen den Eigenschaften großer Männer und ihren Völkern glaubte Müller feste Wechselwirkungen zu sehen. Er glaubte, das Große und Hohe würde auf den Charakter des Volkes einen Einfluß ausüben, ihn durchdringen, sich unlöslich mit ihm verbinden. Wegen solcher Eigenschaften hätten große Männer den Nachkommen anderer großer Männer schon oft verziehen. Sulla war gütig gegen Athen, das den Kampf gegen das mächtige Rom gewagt hatte, Alexander verzieh Ilium und opferte dort. Die Größten hatte man immer daran erkannt, daß sie verzeihen konnten. So dürften auch die Preußen nicht verzweifeln, solange eine Erinnerung an den Geist und die Tugenden Friedrichs vorhanden war. „Mit Teilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten"[23]). Sollte das heißen, daß Napoleon ein großer Held sei, daß er wegen der Eigenschaften des preußischen Volkes, die es zum Teil von Friedrich geerbt hätte, gütig gegen Preußen sein würde, daß Napoleon um Friedrichs willen den Preußen gnädig gesinnt sein und ihnen alles, auch den Krieg, verzeihen würde? Sollte Preußen, weil es Friedrich angehörte, auf Napoleons Güte gar begründete Rechte haben?

Das war ein beschämendes Ducken vor dem korsischen Sieger. Nichts mehr zu finden von dem, was Müller zwei Jahre vorher zum Ruhm des preußischen Staates gesagt hatte. Mit einer offenen Huldigung für Napoleon glaubte er, seine Rede beschließen zu müssen. „Und Du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter Scipionen und Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst Du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jenen Franzosen, die Du immer liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte"[24]).

Mit solchen Worten hatte Müller allgemeines Mißfallen und Verachtung erregt. Mit seinen Schmeicheleien für den Sieger, mit dem Hinweis, daß Friedrich die Franzosen so sehr geliebt und man doch so stolz auf sein Roßbach war, daß Napoleon Friedrich am ähnlichsten sein sollte, mußte den Patrioten wehe tun. Selbst Dohm, der Müller gegen manche Anfeindung in Schutz nahm, meinte mit Recht, daß die Rede, in der er lichte Ordnung, festen Zusammenhang und edle Ruhe vermißte, besser unterblieben wäre[25]).

---

[23]) Müller, Werke VIII, S. 391.
[24]) a. a. O. S. 401/402.
[25]) Dohm V, S. 38.

Müller gibt uns ein wenig erfreuliches, aber für die Haltung mancher Menschen jener Zeit charakteristisches Bild. Seine Beurteilung Friedrichs ist interessant, sie gibt uns, abgesehen von der Entgleisung in seiner Rede von 1807, einen Aufschluß darüber, wie man in den wissenschaftlichen Kreisen Berlins zu jener Zeit über Friedrich dachte. Daß Müllers Rede einen so lebhaften Protest der Berliner hervorrief, mag uns ein Beispiel dafür sein, wie nach den beschämenden Vorgängen von 1806 das Nationalgefühl in Preußens Hauptstadt schon wieder erwachte. Wir wissen nicht, welchen Wert eine Biographie Friedrichs gehabt hätte, hätte Müller sie tatsächlich vollendet. Eines aber dürfen wir hoffen, daß sie manche Zweifel und Mißstände, denen das Urteil über Friedrich in der nächsten Zeit noch ausgesetzt war, beseitigt, mindestens aber abgeschwächt und so zu einer gerechteren Beurteilung des großen Königs beigetragen hätte.

Drittes Kapitel:

Die Bedeutung Friedrichs des Großen in dem Kampfe um die Neugestaltung des preußischen Staates.

Das Fortleben Friedrichs des Großen in der persönlichen Erinnerung.

In eigenartiger und bemerkenswerter Weise wurde nach dem tiefen Sturz des preußischen Staates die Persönlichkeit Friedrichs des Großen hineingezogen in den Meinungskampf um die Reformen des alten Staatswesens.

Eine bewußte und tiefe Verehrung hatte sich bei den Männern erhalten, die den König noch selbst gesehen hatten oder mit ihm noch persönlich in Berührung gekommen waren. Wohl waren das fast ausnahmslos Militärs, aber es ist interessant, zu beobachten, wie nachhaltig der Eindruck der Persönlichkeit Friedrichs bei ihnen gewesen war, wie sie ihr ganzes Leben zehrten von dieser Erinnerung, und nichts ihre Verehrung zu erschüttern vermochte.

Karl Friedrich von dem Knesebeck gedachte gern der Revuen, die er als blutjunger Junker mitgemacht hatte. In packender Weise schilderte er[1]), wie das bloße Nahen des Monarchen bei allen Ruhe auslöste, wie sich der König bei jedem Junker teilnehmend nach seinen Verhältnissen erkundigte, ihn selbst nach dem Wohlergehen seines Vaters fragte und ihm dann nachdrücklich seine Grüße auftrug. „Seitdem sind 65 Jahre verflossen“, schrieb er noch 1848, „und ich habe den Gruß und noch weniger den Ton der Stimme vergessen, mit welchem er gesprochen wurde, noch das Auge, welches mich dabei ansah, denn ein eigener Zauber lag in Friedrichs Stimme, wenn er die Herzen gewinnen wollte, so wie in dem großen Auge ein Blick, der, wenn er zürnte, alles in Schreck und Zittern versetzte. Noch ist mir beides so gegenwärtig, als wäre die Scene erst gestern gewesen“[2]).

Rüchel pflegte den 24. Januar, Friedrichs Geburtstag, als „einen Tag von hoher Wichtigkeit“ zu feiern. Friedrich war ihm „der größte König, der jemals gelebt hatte“[3]).

Blüchers Adjutant, Friedrich von Eisenhart, hatte sich als Knabe heimlich öfter auf den Exerzierplatz geschlichen, um den Uebungen der Husaren zuzuschauen. Eines Tages, als der König das Regiment besichtigte, hatte er sich leichtsinnig so weit vorgewagt, daß er in Gefahr geraten war, überritten zu werden. Da hatte ihm der König

---

[1]) Knesebeck, Hinterlassene Papiere, S. 35 ff.
[2]) a. a. O. S. 39.
[3]) Eisenhart, Denkwürdigkeiten, S. 54.

warnend zugerufen, sich fortzumachen, damit er nicht zu Unfall käme. Des Königs freundliche Warnung aber machte ihn zutraulich, er lief neben dessen Pferde her und wich nicht von des Königs Seite, bis er außer Gefahr war. Aber der Knabe fühlte sich darüber so glücklich, daß er zu Hause dies frohe Ereignis nicht verschweigen konnte, der Vater so hinter seine Heimlichkeiten kam und ihn zu strafen drohte[4]).

Auch Blücher, der in den Freiheitskriegen Preußens Waffenruhm aufs glänzendste erneuern sollte, hat dem König seine Verehrung immer bewahrt. Zu persönlicher Dankbarkeit hatte er, den Friedrich als jungen Offizier aus seinem Dienst gejagt hatte, gewiß keine Veranlassung. Trotzdem lebte der König in seinem treuen Andenken fort. Als am 24. Januar 1812 in Stargard, wo Blücher seit seinem Abschied lebte, sich die Vaterlandsfreunde zur Feier des 100. Geburtstages Friedrichs versammelten, ließ er es sich nicht nehmen, die Festrede zu halten und den Trinkspruch auf den großen Preußenkönig auszubringen. Die damalige Zeit wird einer solchen Gelegenheitsrede, auch einem Trinkspruch, kaum große Bedeutung beigelegt haben, denn ein farbloser Bericht der Pommerschen Zeitung übermittelte nur die Tatsachen, ohne auf ihren Inhalt näher einzugehen. „Durchdrungen von dem Feierlichen des Tages ließ der General der Kavallerie Herr von Blücher seine Gedanken und Gefühle laut werden und mit einem Rückblick auf die Vergangenheit befeuerte er zur Pflichterfüllung für die Gegenwart mit der ihm eigentümlichen Beredsamkeit“[5]). Daß Blücher dann bei der Tafel auch einen Trinkspruch auf Friedrich ausbrachte, fügt sie noch hinzu.

Diese einfachen Tatsachen, wie auch ein Brief, den er etwa zu gleicher Zeit an seinen späteren Waffengefährten Gneisenau schrieb, beweisen uns aber, wie sehr er den König verehrte und als sein Vorbild ansah. „Nach der unglücklichen Schlacht schrieb Friedrich II.: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Jetzt schreibt man: Alles ist verloren und die Ehre auch! Ich für meinen Teil stehe jede Stunde uff den Sprung, wenn der Besuch erfolgt, dann werde ich in Berlin erscheinen und öffentlich ein Wort reden. — — In die Hände der Fremden gerate ich nicht, und müßte ich mich auf eine gewaltsame Weise der Unterjochung entziehen“[6]).

Das anschaulichste Bild, wie Friedrich auf das Volk wirkte und wie tief die Verehrung für seinen König in ihm war, gab uns wohl Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Dreimal hatte er den König aus allernächster Nähe gesehen und andächtig betrachtet[7]). Einmal sah er als Knabe ihn auf der Rast während einer Reise durch die Provinz, dann auf einer Umfahrt durch die Straßen Berlins in der Karnevalszeit und das andere Mal an der Spitze seiner Generale auf dem Heimritt vom Tempelhofer Feld. Diese letzte unvergleichliche Schilderung läßt uns wie kaum etwas anderes

[4]) Eisenhart, S. 4.
[5]) Blasendorff, Blücher, S. 174.
[6]) a. a. O. S. 175
[7]) Meusel, Marwitz, I. Bd., S. 22 ff.

erkennen, wie stark solche Ereignisse einer Jugendzeit einen Mann sein ganzes Leben hindurch begleiten und ein Urteil maßgebend bestimmen können.

Was den jungen Marwitz besonders bewegt und sich ihm tief eingeprägt hatte, war die große Einfachheit, in welcher der König lebte, seine Anspruchslosigkeit, seine Tatkraft und Ausdauer bei den Strapazen, die er bis zuletzt auf sich nahm. Aber auch die Verehrung und Ehrfurcht, welche dem König sowohl von dem gewöhnlichen Bauern der Provinz[8]) als auch von dem angesehenen Bürger der Hauptstadt[9]) entgegengebracht wurden, blieben ihm unvergeßlich. Ehrfurchtsvolles Schweigen hatte alle beherrscht, als er sichtbar wurde, es hielt noch an, als er schon längst entschwunden war. „Die Menge stand entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging. Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, kein Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis. Nein, nur ein 73jähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt, und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen"[10]).

Friedrich der Große und sein absolutistischer Staat als Vorbild der altständisch-feudalen Opposition gegen die Reformen.

Ueber diese Sphäre persönlicher Verehrung hinaus gewann Friedrichs Andenken für weite Kreise bald aktuelle politische Bedeutung. Vereinzelt und tastend waren vor der Katastrophe von Jena hier und da Versuche zur Reform des alten preußischen Staatswesens unternommen worden. Aber das hatte schon allenthalben lebhaften Widerspruch ausgelöst. Nach dem Tilsiter Frieden setzten nun unter Stein die durchgreifenden und zielbewußten Reformen ein und entfachten den heftigsten Meinungsstreit. Die Anhänger des Alten glaubten ihre Sache am besten führen und ihren Besitzstand am besten verteidigen zu können, wenn sie sich auf Friedrich beriefen. So pflanzten die Anhänger des Altpreußentums in der Reformzeit Friedrichs Namen wie ein Panier auf. Sei es, daß sie ihn blind nachbeteten, sei es, daß sie vorsichtig Vorteile und Schwächen des

---

[8]) Meusel, Marwitz, I. Bd., S. 24.
[9]) a. a. O. S. 27.
[10]) a. a. O. S. 28.

fridricianischen Staatswesens betrachteten und ein wohl begründetes Urteil ins Feld führten.

Einer der ausgeprägtesten Anhänger des alten Heerwesens und Staates war Rüchel. Er war erfüllt von einer Verehrung, die nichts sah als den großen König und seinen Ruhm. „Friedrich der Große war sein drittes Wort und der Geist, welchen der alte König in seinem Heere nach dem Frieden walten ließ, nämlich eine gewisse Strenge und Pünktlichkeit, die sich zuweilen auf eine Kleinigkeit wirft, um zu zeigen, daß sie alles im Auge hat, eine gewisse blitzende und donnernde Soldatenberedsamkeit, war in Rüchel fast bis zur Karikatur gesteigert. Er war überzeugt, daß man mit preußischen Truppen und mit der Taktik Friedrichs des Großen, wenn man es dabei nicht an Mut und Energie fehlen ließe, alles über den Haufen werfen mußte. Aber unter der Taktik Friedrichs des Großen verstand er freilich nichts anderes, als was die Uebungen, Revuen und Herbstmanoeuvres fortpflanzen konnten, nur durch einen feurigen Mut belebt. Man hätte den General Rüchel eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säule nennen mögen"[11]), schrieb Clausewitz später über ihn.

Rüchel hat sich wegen dieser seiner Haltung zu rechtfertigen gesucht, als er an Gneisenau schrieb: „Wenn ich übrigens etwas strenge dem System Friedrichs des Großen huldigte, so geschah dieses, weil Friedrich der Große Friedrich der Große war, und weil ich es für unmöglich hielt, daß ein System je schlecht sein könne, welches so große Wunder in der Welt hervorgebracht hat, dessen innere Wirkungen dem größeren Teil von Europa nutzte, im Inneren des Landes Segen und Wohlfahrt verbreitete, und ein halbes Jahrhundert hindurch das erste Muster zur Nachahmung für die denkenden Wesen aller Weltteile ward, . . . so geschah dieses, weil ich nur gewohnt bin, meine Grundsätze einzig aus der großen Weltgeschichte zu folgen, nicht aber unter dem stehenden Prätexte von einem sogenannten Geist der Zeit und denen hindernden Rezepten moderner Philantrope"[12]). Rüchel war ein blinder Anhänger Friedrichs, der die Schwächen des erstarrten fridricianischen Staatswesens wohl nicht erkennen konnte.

Anders war das bei Friedrich August Ludwig von der Marwitz, dem markanten Vertreter der altpreußischen Opposition gegen den Neubau des Staates im Sinne der Stein-Hardenbergschen Reformen. Von Jugend auf beseelt von einer tiefen Verehrung für den König, war er aber nicht blind darin wie etwa Rüchel. Immer sprach er im Tone wärmster Anerkennung, Ehrfurcht und Verehrung von ihm, aber er prüfte und wog doch vorsichtig ab und unterschied wohl Vorzüge und Schwächen in Friedrichs Regiment.

Seit er als Knabe den großen König gesehen, hatte den jungen Marwitz eine tiefe Verehrung für Friedrich ergriffen, die ihn auch

---

[11]) Clausewitz, Nachrichten, S. 435.
[12]) Pertz, Gneisenau III, S. 682.

in seinem späteren Leben nie wieder los ließ. In der harten Schule der alten preußischen Armee war er dann groß geworden, war ein unerschütterlicher Glaube an die Unüberwindbarkeit des preußischen Staates und Heeres in ihn hineingewachsen. Wohl nahm er bei seiner Volljährigkeit seinen Abschied[13]), um sein Gut Friedersdorf zu bewirtschaften, aber unter Hohenlohe stand er 1806 wieder im Heere, vor Prenzlau geriet er in Gefangenschaft. Unter schweren Gefahren gelang es ihm, Ende 1806 Königsberg zu erreichen, wo er vom König die Erlaubnis erhielt, ein Freikorps aufzustellen, mit dem er unter Blüchers Kommando an einer Expedition im Rücken des Feindes teilnehmen sollte. Waffenstillstand und Friedensschluß ließen den Plan aber nicht mehr zur Reife kommen.

Der Zusammenbruch des preußischen Heeres und das Chaos des preußischen Staates nach der Schlacht bei Jena waren ihm unfaßbar. Alles, worin er aufgewachsen war, worauf er stolz und fest vertraut hatte, schien zerbrochen und verweht zu sein. In wenigen Tagen war der treffliche Bau zusammengestürzt, der einst unerschütterlich schien. Da fragte Marwitz unerbittlich und aufrichtig nach den Gründen einer solchen Katastrophe. Und wenn er nun erkannte, daß gewiß allgemeine in Volk und Heer begründete Ursachen vorlagen, so glaubte er doch, die Hauptfehler in der obersten Führung suchen zu müssen[14]). Freilich vermochte er auf die Frage nach den Gründen des Zusammenbruchs keine erschöpfende Auskunft zu geben, denn seiner Gedankenwelt entsprechend konnte er nicht den Mangel der sittlichen Kräfte erkennen und würdigen, die dem Staat und Heer 1806 so völlig gemangelt hatten, und mit denen das neue Preußen zu beseelen, die Reformer als ihre große Aufgabe ansahen.

Marwitz letzte Dienstjahre in der Armee waren ausgefüllt mit reger wissenschaftlicher Betätigung. Den breitesten Raum hatten dabei geschichtliche Studien eingenommen, denen er auch später immer die Treue bewahrte. Diese letzten Dienstjahre hatten hauptsächlich die Grundlagen gelegt für Marwitz Haltung zu den Fragen der Zeit und der preußischen Politik. Das „lichtvolle 18. Jahrhundert" in seiner Aufklärung, seiner so stark betonten Ueberschätzung des Wissens, der reinen Theorie, lehnte er ebenso entschieden ab, wie er sich in Gegensatz stellte zu seinem Träger, dem aufgeklärten Bürgertum. Das Rütteln an den Grundlagen der Religion, Staat und Gesellschaft erregte seinen lebhaften Widerspruch gegen diese Geistesrichtung[15]). Dem entsprach auch seine Abneigung gegen die französische Revolution[16]). Marwitz Staatsanschauung wurzelte vielmehr in einer entschiedenen Bejahung der staatlichen und sozialen Zustände des alten preußischen Staates, mit

---

[13]) Meusel, Marwitz, I. Bd., S. 165/169/68.

[14]) a. a. O. S. 319.

[15]) a. a. O. S. 36 ff.

[16]) a. a. O. S. 58 ff.

der sich in eigenartiger Weise eine, seiner Umwelt entsprechende altständisch-feudale Ueberzeugung von Gesellschaft und Staat verband.

Mit jeder Faser seines Herzens fühlte von der Marwitz sich verbunden mit dem alten Preußen und seinem Schöpfer Friedrich. Das war nicht nur die Verehrung seiner Jugend oder das Ergebnis einer Tradition. Meusel berichtet einmal, daß die mehr als 900 Bände starke historische Bibliothek Marwitz' mehr als 130 Bände über Friedrich den Großen enthalten hätte[17]). Das zeigt, welchen Raum Friedrich in seinen geschichtlichen Studien einnahm. Und doch gab Marwitz dieser Liebe und Verehrung für den König nur selten Ausdruck. Selbst in seinen Lebenserinnerungen äußerte er sich nur gelegentlich, dann aber immer, wenn er Kritik übte an den Zeitverhältnissen, an den Geschehnissen der preußischen Politik. Friedrich der Große, seine Taten, seine Zeit waren ihm Maßstab für alles, an ihnen wertete er Menschen und Taten, wie auch ihre Erfolge.

Friedrichs Zeit war ihm die gute alte Zeit schlechthin. Wohl war ihr Wissen geringer, Anstand, Ordnung und Sitte waren dafür aber um so mehr verbreitet. In öffentlichem und privatem Leben walteten enge Verbundenheit zwischen den einzelnen Gliedern des Ganzen und eine hohe Achtung der Person. Zahllos waren die rührenden Züge von Freundschaft und Dankbarkeit, die Friedrich mit seinen treuen Dienern und deren Angehörigen verbanden. Solches schwand mit der fortschreitenden Zeit, und der einzelne sank bald zur Zahl in der Masse herab. Er stand allein.

Friedrich selbst erschien ihm als ein trefflicher Herrscher, als das nachstrebenswerte Vorbild aller preußischen Könige. Er kannte die Lage, Bedürfnisse und Kräfte seines Landes am besten[18]), regierte seinen Staat weise und gerecht, sorgte für seine Untertanen und half ihnen in der Not[19]). Er gab jedermann die Freiheit, zu glauben, was ihm gefiel, ohne dadurch jedoch einen Skandal oder Lästerung von geistlichen Dingen zu dulden[20]). Auch das neue Landrecht, das er seinem Volke geben wollte, leider unter seiner Regierung nicht mehr fertiggestellt wurde, war getragen von dem Gedanken, seinem Volke Gutes zu tun, und der Klage über die lange Dauer der Prozesse ein Ende zu machen[21]). Friedrichs Nachfolger dagegen entsprachen so gar nicht seiner Größe. Ihre Mittelmäßigkeit ließ nur deutlicher erkennen, wie sehr Friedrich der Große der Einzige gewesen war. Neben Friedrich Wilhelm II.[22]) galt seine bittere Kritik noch mehr Friedrich Wilhelm III.[23]), dem er nur sein würdiges Auftreten in Tilsit Napoleon gegenüber nachzurühmen wußte und dessen gutes Reiten ihm gefiel[24]). Aber die persönliche Schwäche und

---

[17]) Meusel, Marwitz, I, S. XXIV,
[18]) a. a. O. S. 44.
[19]) a. a. O. S. 615.
[20]) a. a. O. S. 673. II. Bd. 2, S. 306
[21]) Meusel, II, Bd. 1, S. 108.
[22]) a. a. O., S. 123 ff.
[23]) Meusel I, S. 58/125 ff./531.
[24]) a. a. O. S. 160/167/330/361/381/399/410/525/538/549.

Unentschlossenheit dieses Königs empfand und bedauerte er besonders tief. Friedrich der Große konnte dadurch nur noch in seiner Verehrung steigen.

Den Gang der Politik betrachtete Marwitz vom Standpunkte eines spezifisch preußischen Nationalgefühls, wie es durch Friedrichs Wirken besonders in Adel und Heer entstanden war. Der Friede von Basel erschien ihm nicht so ungünstig, wie er im allgemeinen beurteilt zu werden pflegte, weil er Preußen von schlechten Alliierten und aus einer unhaltbaren Lage befreit[25]), Preußen damit aber außerdem dem ganzen deutschen Norden Schutz und Ruhe gegeben hatte[26]). Aber Preußens unentschlossene Haltung in den Kriegen Napoleons erregte seinen lebhaften Unwillen[27]). Diese unentschlossene, schwächliche und schwankende Politik, die um jeden Preis den Krieg vermeiden wollte, entsprach so gar nicht der kühnen und zielbewußten fridricianischen Bahn. Sie mußte schließlich scheitern, als sie vollkommen isoliert, verspätet ihre Kräfte einsetzte, die nun allein zu schwach waren. In heißer Vaterlandsliebe und richtiger Erkenntnis der staatlichen Notwendigkeiten hatte Marwitz seine Standesgenossen veranlassen wollen, dem Könige das Gebot der Stunde eindringlich vorzustellen[28]). Seine Eingabe blieb Entwurf, sie erreichte den König nicht, weil die Stände von ihrer Notwendigkeit sich nicht zu überzeugen vermochten. Preußen brach zusammen, weil Friedrichs Nachfolger es nicht verstanden hatten, seine Politik in der rechten Weise fortzuführen.

Von der Marwitz erkannte die Notwendigkeit eines tiefgreifenden Neubaues des preußischen Staates. Aber er glaubte einen anderen Weg gehen zu müssen als Preußens Reformer. Wollten diese eine tiefe Durchdringung von Staat und Heer mit den lebendigen Kräften der Nation, strebten sie eine Volksgemeinschaft an, an der alle Teile des Volkes teilhaben sollten, so glaubte von der Marwitz aus seiner altständisch-feudalen Lebensüberzeugung heraus, den unmöglich gewordenen Unterschied der alten Stände wieder aufrichten zu sollen, die dem Streben nach der Volksgemeinschaft schwerstes Hindernis sein mußten[29]). Er glaubte den Adel durch sich selbst regenerieren, sowohl einen echten Adel als auch einen rechten Bürgerstand wiederherstellen zu können. Seine Wünsche gingen hinaus auf eine Vertiefung früherer Ueberlieferungen, und waren damit notwendigerweise nach rückwärts gewandt. Dahin gehörte die Erhaltung der alten staatlichen und sozialen Verhältnisse, wie sie vorzüglich in den Vorrechten seines Standes zum Ausdruck kamen. Die Reformen erschienen ihm nur als eine Nachahmung der Methoden der französischen Revolution, Stein, der „Neupreuße", als der Revolutionär, der mit seinen Maßnahmen die festen

---

[25]) Meusel, Marwitz I, S. 484/485.
[26]) a. a. O. S. 119/120, S. 140.
[27]) a. a. O. S. 160/161.
[28]) Meusel, Marwitz I, S. 285. II, Bd. 1, S. 132 ff.
[29]) Meusel II, Bd. 2, S. 87 ff.

und sicheren Grundlagen des Staates zerbrach[30]). Das mußte Marwitz' erbitterten Widerstand gegen die Reformen herausfordern. Er glaubte seinerseits eintreten zu sollen für eine starke Betonung der alten, geschichtlich gewordenen, landschaftlichen Stände, wie sie sich in der Mark noch erhalten hatten, die alle vom König, gewissermaßen wie in einer gemeinsamen Spitze zusammengehalten würden[31]). Sie würden etwa einer Erhaltung der Zustände im fridricianischen Staat entsprechen. In eigenartiger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse glaubte er das Preußen Friedrichs, das zwar die bestehenden Stände nicht abgeschafft, aber auch nicht beachtet hatte, als Vorbild für seine Ziele ansehen zu müssen, dabei aber doch die ganz besonders stark betonte Einheitlichkeit des absolutistischen Preußen und seinen Zentralismus übersehen zu dürfen. Damit legte von der Marwitz dem Staate Friedrichs des Großen und seinem Geiste einen Charakter bei, den er tatsächlich nicht gehabt hatte. Das aber so gewonnene Bild stellte er ein in seinen Kampf gegen die preußische Reform und ihre Träger.

Von der Marwitz war ein Soldat der alten fridricianischen Schule. In Kriegs- und Friedensjahren hatte er ihre ganze Härte mit ihrem Drill und Gamaschendienst kennen gelernt. Aber doch galt seine Liebe diesem Heere, das unter Friedrichs Führung Unvergleichliches vollbracht, Preußen groß und ihm einen Namen in der Welt gemacht hatte. Dieses Heer in seinem ganzen Aufbau war gut, es schien ihm unübertrefflich. Mit Genugtuung stellte er fest, wie Friedrich der Schlagfertigkeit dieses Heeres in treuer Sorge lebte[32]) und sich jederzeit von dem Stande der Armee überzeugte.

Wie im Staate so wies von der Marwitz dem Adel auch im Heere die erste Rolle zu. In ihm sah er jederzeit die Pflanzschule des preußischen Offizierstandes[33]). Der Adlige war der geborene Führer und Offizier, der preußische Offizier die Seele der Armee[34]). Nirgendwo erschien ihm das alte Rittertum ähnlicher wiederaufgelebt als in dem preußischen Kriegsadel, dem Offizierkorps der fridricianischen Armee[35]). Daß Friedrich den Wert des Adels für seine Armee recht erkannt und ihm eine bevorzugte Stellung darin gegeben hatte, erfüllte den Junker mit besonderer Freude. Er rühmte dem König nach, daß er sich einen Offizierstand geschaffen, der jedem persönlichen Vorteil, aller Bequemlichkeit und Begehrlichkeit entsagte und nichts kannte als Aufopferung für seinen König, seine Kameraden, sein Vaterland, der die Reinheit seiner Ehre über alles stellte. Dieser fridricianische Offizierstand war Marwitz das leuchtende Vorbild für alle Zeit. „Trachtet danach, Ihr Nachkommen, daß man sie

---

[30]) Meusel, Marwitz I, S. 492/493.
[31]) Meusel II, Bd. 2, S. 285. II, Bd. 1, S. 434.
[32]) Meusel I, S. 608.
[33]) a. a. O. S. 510.
[34]) Meusel II, Bd. 2, S. 87.
[35]) Meusel I, S. 510/512.

(diese Tugenden) an Euch rühme!“[36]). Impulsiv brach hier von der Marwitz' ganzer Adelsstolz und Standesgefühl zutage.

Wie dieses Heer, das doch im ganzen noch das Heer des alten Friedrich war, und das ihm doch für durchaus zuverlässig und gut galt, 1806 so völlig zusammenbrechen konnte, war ihm unbegreiflich. Ausdrücklich glaubte er den Offizierstand gegen die Anfeindungen und den Spott, die er nach Jena über sich ergehen lassen mußte, nachdrücklich in Schutz nehmen zu müssen. Er konnte auch mit Recht darauf hinweisen, daß alle Anführer, die 1813 Preußens Ehre wiederherstellten, sämtlich schon 1806 der preußischen Armee, teilweise gar in führenden Stellen angehört hätten[37]). Darum suchte er die Ursachen der Katastrophe wie beim staatlichen Zusammenbruch weniger im Heere selbst als vielmehr in seiner Führung, die nach seiner Ueberzeugung jämmerlich versagt hatte. Wie beim Staate so vermochte er auch beim Heere nicht zu erkennen, wie sehr die Ursachen in der Struktur des Heeres lagen, das viel zu wenig Volksheer gewesen war.

So mußte von der Marwitz auch der Reform des von ihm so geliebten alten Heeres mit Kritik gegenüberstehen. Im ganzen war sie aber doch sachlicher als die den Staatsreformen gegenüber geübte. Er hatte wohl erkannt, daß eine durchgreifende Reform unumgänglich war[38]); das Rütteln Scharnhorsts an den alten Grundlagen der Heeresmacht forderte freilich seinen lebhaften Unwillen heraus. Wenn er auch diesem geborenen Bauernjungen abgeneigt war, seine Verdienste um die Neuorganisation der Armee erkannte er doch neidlos an[39]). Aber die Reform der Kavallerie, als deren Mörder er Scharnhorst ansah[40]), wie auch die Umbenennung der alten ruhmreichen Regimenter Friedrichs[41]), besonders aber die uneingeschränkte Zulassung der Bürgerlichen zur Offizierslaufbahn[42]), die er ja immer als ein Vorrecht des Adels angesehen hatte, erregten seinen lebhaften Widerspruch. Im ganzen nahm er jedoch zur Heeresreform, wenigstens in der ersten Zeit eine weit positivere Haltung an als seine altpreußischen Standesgenossen, besonders die Militärs.

Nach den Freiheitskriegen allerdings trat er der Heeresreform mit deutlicher Ablehnung gegenüber. Da fürchtete er, daß die Tugenden, die er beim alten Offizierstande so stolz gerühmt hatte, durch die neue Organisation der preußischen Armee verloren gehen würden. Der Abstand der Landwehr von der Linie schien ihm zu groß, auch schienen ihm das straffe Gefüge und die Disziplin, welche dem fridricianischen Heer den Stempel aufgedrückt hatten, in starkem Maße verloren gegangen zu sein. „Wahrlich die Sache ginge aus-

---

36) Meusel, Marwitz I, S. 512.
37) a. a. O. S. 320/508.
38) a. a. O. S. 502/503.
39) a. a. O. S. 505/506/527/555.
40) a. a. O. S. 507.
41) a. a. O. S. 503 ff.
42) a. a. O. S. 508.

einander, wenn der alte Fritze nicht noch in zu vielen Köpfen lebte"[43]). So erschien ihm Friedrich noch bis zuletzt als der eigentliche Halt, die Seele der preußischen Armee, dessen Geist alles hielt und alles lenkte.

Marwitz Urteil über Friedrich den Großen ist damit schon klar geworden, es war bestimmt von einer tiefen Verehrung für den Preußenkönig. Als während des Feldzuges von 1807 sein Gönner, der englische Gesandte Lord Hutchinson, dem er vornehmlich das Gelingen seiner Flucht nach Königsberg verdankte, sich gelegentlich unterfing, Friedrich zu schmähen, da flammte sein Zorn auf. Er brach rücksichtslos mit ihm und lehnte jede Versöhnung ab, ehe Hutchinson nicht in aller Form seine Schmähung zurückgenommen und in gebührender Weise sich entschuldigt hätte[44]).

Aber er war nicht blind gegen die Mängel des fridricianischen Regiments. Scharf unterschied er zwischen dem König, der Hohenfriedberg und Mollwitz geschlagen, und dem, der als gealterter Mann aus dem 7jährigen Kriege heimkehrte, und schätzte den jungen Friedrich und seine Regierungszeit höher[45]). Auch in Friedrichs System sah er manchen Mangel begründet. Die kräftige und weise Regierung jedoch, die dieser Monarch fast ein halbes Jahrhundert über diesen Staat ausgeübt hatte, erregte seine ganze Bewunderung. Wiederum konnte er sich schädliche Einflüsse dieser Regierungsweise auf das Volk nicht verheimlichen. Von der Marwitz hatte sehr deutlich erkannt, wie Friedrichs Vorsorge und der Ruhm seiner Regierung, die Gewißheit, daß der Alte von Sanssouci für jeden sorgte und sein Bestes wollte, dem Volke jegliche Veranlassung genommen hatte, sich um Staatsangelegenheiten zu kümmern. Daraus erklärte er auch die vollständige Tatenlosigkeit der noch bestehenden Stände — die nach seinen politischen Auffassungen ihm wohl das Volk verkörperten, — während der Regierungszeit Friedrichs. Nicht ohne Bedenken und leichte Sorge nahm er wahr, wie alle ruhig und teilnahmslos zuschauten, daß einer ihre Geschicke aufs beste leitete. Der aufmerksame Beobachter sah die bedauerliche Kluft, die zwischen Volk und Regierung sich gebildet hatte, den Mangel an jeglichem politischen Urteilsvermögen, was sich ungünstig auswirken mußte, wenn ein weniger sorgender Monarch an die Spitze des Staates trat[46]).

Preußens Stellung zu Oesterreich und die Zerschlagung der Reichseinheit durch Friedrich, die bei Arndt eine so hervorragende Rolle spielte, beunruhigte von der Marwitz nicht. Er billigte durchaus, daß Friedrich den eigentlich nicht mehr bestehenden Reichsverband verlassen und einen kräftigen Staat, das „Reich Preußen" begründet hätte[47]). In richtiger Weiterentwicklung dieser Haltung ver-

---

[43]) Meusel, Marwitz I, S. 708.
[44]) a. a. O. S. 390 ff.
[45]) Meusel I, S. 417/531. II, Bd. 2, S. 72 (Anmerkung).
[46]) Meusel, Marwitz I, S. 256/531. II, Bd. 2, S. 73.
[47]) Meusel II, Bd. 2, S. 71.

langte er dann auch nach den Freiheitskriegen die Führerstellung Preußens in Deutschland[48]).

Von der Marwitz, der hervorragendste Vertreter der altpreußischen Opposition im neuen Preußen, zeigt deutlich, wie überall Friedrich der Opposition als Vorbild vor Augen stand, wie sie glaubte, in seinem Sinne zu handeln, wenn es den Widerstand gegen die Erneuerung von Staat und Heer galt. Friedrichs Andenken pflanzte sie auf als ihr Panier, ihn glaubte sie recht zu ehren, wenn sie den Kampf aufnahm gegen den Neubau des preußischen Staates, den ein neuer Geist gestalten wollte.

Friedrichs des Großen Persönlichkeit, Wirken und Staat in der Vorstellung der Anhänger der preußischen Reformen.

Aber nicht nur die Opposition, auch die Anhänger und Vorkämpfer der Reform stellten Friedrichs Andenken in ihren Dienst und hüben wie drüben wurde Friedrich bald von jeder Partei für sich in Anspruch genommen. Mitten hinein in diesen Kampf stellt uns eine der bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit, Friedrich Schleiermacher.

Schleiermacher gehörte zu den Männern, die zuerst den Weg fanden, als staatsbewußte Bürger dem Staat zu leben. Zwar deutete nichts in seinem früheren Leben auf ein besonderes Interesse am Staat, wie die meisten jungen Gelehrten seiner Zeit hatte er sich ausschließlich wissenschaftlichen Studien meist philosophischen Inhalts gewidmet. Wohl hatte er auch gelegentlich über die französische Revolution diskutiert, wie man das in seinen Kreisen zu der Zeit zu tun pflegte, sie sonst aber nicht sonderlich beachtet. Erst seine Berliner Zeit während der Jahrhundertwende und vollends seine bald darauf folgende Tätigkeit als Professor der Theologie und Universitätsprediger in Halle wandten seine Gedanken dann entschieden hin auf das politische Leben und damit auf den Staat. Umgebung und akademische Lehrtätigkeit, aber auch die großen politischen Ereignisse in Deutschland mochten ihr Teil dazu beigetragen haben. Vor allem war es aber sein starkes ethisches Pflichtgefühl, welches ihn trieb, sich einen Ueberblick zu verschaffen über das gesamte Leben der sittlichen Welt. Da kam er zu der Ueberzeugung, daß ein männliches Selbstgefühl nur einer tätigen Anteilnahme am Staat leben könne, und daß es besser sei, für seinen Staat zu sterben, als staaten- und heimatlos unter fremder Herrschaft zu leben.

Bevor die Katastrophe über Preußen hereinbrach, hatte Schleiermacher zum Staate überhaupt und zum preußischen Staate insbesondere ein lebendiges Verhältnis gewonnen und ein energisches Staatsbewußtsein ausgebildet. Mit tiefer Mißbilligung hatte er den

[48]) Meusel, Marwitz I, S. 574.

Gang der preußischen Politik verfolgt. Er wünschte den Krieg mit Frankreich. Im Frühjahr 1806 hatte er in Berlin geweilt und dort einen Eindruck gewonnen von der unentschlossenen und schwächlichen preußischen Politik, auch nicht die Gefahr übersehen, in der sich Preußen befand, das jetzt Napoleon allein gegenüberstand. Schleiermacher hoffte damals auf einen allgemeinen „nordischen" Bund gegen Napoleon, der die Deutschen wieder einander nähergebracht hätte[1]). Er schien auch die Täuschung nicht zu teilen, daß Preußen in diesem Kriege leichthin siegen würde und erkannte, daß ein Kampf mit Napoleon die Zusammenfassung aller Kräfte der Nation erforderte. „Bedenken Sie, daß kein einzelner bestehen, daß kein einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung und diese gilt es. Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und unsere äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß... Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von Europa, vor Augen. Ich atme in Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe; denn an ein Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht mehr zu denken", schrieb er am 20. Juni 1806[2]). Schleiermacher fühlte früh die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Staatswesen, sollten diese den Kampf gegen die fremde Gewalt siegreich bestehen.

Der nach langer Spannung erfolgte Kriegsausbruch riß Schleiermacher in der allgemeinen Kriegsstimmung mit. Der jähe Sturz von Jena folgte. Wenn er nun auch mit seinen Freunden die Not des Krieges voll erfuhr, so entmutigte ihn das doch nicht. Er bewahrte jederzeit seine treue preußische Gesinnung. Entrüstet wies er das Ansinnen zurück, in einem Briefe gegen den preußischen Hof und die Regierung aufzutreten[3]). Während sich die Nachrichten von den Kapitulationen häuften, Schlag auf Schlag das Unglück mehr hereinbrach, lebte Schleiermacher seinem unerschütterlichen Glauben an eine bessere Zukunft. „Deutschland, der Kern von Europa, wird in einer schönern Form sich wieder bilden." Lange sträubte er sich, Halle zu verlassen, nach der Schließung der Universität durch Napoleon ging er dann doch nach Berlin, um aber schon im Herbst zurückzukehren, nachdem die Universität wieder hergestellt und der Universitätsgottesdienst wieder eingerichtet war. Doch konnte er sich nicht entschließen,

---

[1]) Schleiermacher, Briefe IV, S. 132.

[2]) a. a. O. Briefe II, S. 63 f.

[3]) Steffens, Was ich erlebte, V, S. 208. — Dilthey, Leben Schleiermachers I, S. 815.

die Kanzel wieder zu betreten, auf der jetzt das Kirchengebet für den König und die Königin von Westfalen gesprochen werden mußte. Er wollte das Vaterland suchen, wo Deutsche regierten[4]) und begab sich daher wieder zurück nach Berlin.

Wenn Schleiermacher in dem großen Ringen um die staatliche und sittliche Erneuerung des alten Preußen sich nun sofort mit seiner ganzen Kraft und Persönlichkeit für die Reformen einsetzte, so entsprach das ganz seiner Einstellung zum Staat. Schon bevor die Katastrophe von Jena und die Not des Vaterlandes die Bedeutung des Staates erkennen und den Patriotismus hatten erwachen lassen, hatte er sich zu dieser Hingabe an den Staat durchgerungen. Als aber Stein mit der Reform des Staates begann, zögerte Schleiermacher keinen Augenblick, die Kanzel in den Dienst für den Kampf um die Reform zu stellen. Er wußte welch ungeheure Macht dem freien Wort innewohnt und säumte nicht, es für seine Ueberzeugung einzusetzen. Diese Waffe der freien Rede, in der Schleiermacher das schärfste Gift gegen Napoleon zu erkennen glaubte[5]), haben die Männer des deutschen Individualismus in jenen Jahren gewaltig gebraucht. Bald hatte Fichte sich Katheder und Hörerschaft geschaffen, Arndts Lieder gingen von Mund zu Mund, und Schleiermacher stand mit Kanzel und andächtiger Gemeinde nicht nach. Er wurde in seinem Kampf für Reform und Freiheit bald der Prediger der deutschen Nation, „der erste politische Prediger in großem Stile, welchen das Christentum in Deutschland hervorbrachte"[6]).

In einer großen, berühmt gewordenen Predigt „Ueber die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit"[7]) hat Schleiermacher sich auch mit Friedrich dem Großen befaßt. Neben der feinen und vornehmen Würdigung des großen Königs bedeutete diese Predigt mehr als eine bloße Gedächtnisrede. In ihr bewies Schleiermacher nicht allein sein tiefes historisches Verständnis, sondern er bekannte sich mit ihr zugleich als ein Kämpfer für die großen staatlichen Reformen in Preußen durch seinen Versuch, Friedrichs Regierungsform und -charakter und damit Friedrich selbst in den Dienst dieser Reform zu stellen.

Der 24. Januar war einst ein vielgefeierter Tag im preußischen Volke gewesen. Mit einem erhebenden Gefühl hatte der preußische Bürger den Geburtstag seines großen Friedrich gefeiert und sich mit Stolz dieses Königs gefreut, der in einer tatenreichen Regierungszeit durch seine Tapferkeit, Kriegskunst, kluge Politik und rastlose Tätigkeit Preußen groß gemacht, innerlich gekräftigt und dadurch zu einer Macht geführt hatte, die vorher niemand hatte erträumen können. Von dieser Machtstufe war Preußen aber jäh herabgestürzt worden und niemand konnte wissen, ob es sie je in ähnlichem Maße wieder erreichen würde. Deshalb mußte dieser 24. Januar jetzt neben dem

---

[4]) Schleiermacher, Briefe II, S. 103 f.
[5]) Schleiermacher, Briefe II, S. 81.
[6]) Dilthey, Leben Schleiermachers I, S. 829.
[7]) Schleiermacher, Werke II, Bd. 1, S. 360 ff.

Gefühl des Stolzes und der Bewunderung jetzt gleichzeitig Schmerz und Beschämung über diesen tiefen Sturz hervorrufen. Aus diesem Zwiespalt heraus versuchte Schleiermacher jetzt eine Stellung zu Friedrich zu gewinnen, die in Verbindung mit dem gewählten Predigttext den Blick auf das Ewige und Bleibende in Friedrichs Lebenswerk richten sollte. Aeußere Gestalt und Erscheinung waren vergänglich, sie durften fallen. Aber ihr inneres Wesen und wahrer Gehalt mußten erkannt, verehrt und festgehalten werden.

Der vielfach geäußerte Wunsch, Friedrich und seine große Vergangenheit möchten wiederkehren, erschien Schleiermacher als leer und verderblich. Ein solcher Wunsch war eben so untauglich wie die mancherlei Betrachtungen, unter Friedrich wäre ein so schweres politisches Unheil nicht hereingebrochen, weil er Mittel und Wege gefunden haben würde, das Anwachsen einer übermächtigen gegnerischen Macht zu verhindern[8]). Solche Gedankengänge waren wenig gerecht gegen die lebende Generation und eines großen Volkes unwürdig. Friedrich schien Schleiermacher vielmehr etwas anderes zu zeigen. Das war die richtige Erkenntnis der im Volke ruhenden Kräfte und ihre Steigerung zu höchster Leistung. Und der Rückblick auf Friedrichs stolze Zeit ließ, entsprachen Geist und Streben des Volkes noch dem ihrer Väter, die Hoffnung wachsen, daß diese Kräfte des Volkes noch einmal in großer Tat zu Tage treten würden. Diese Hoffnung glaubte Schleiermacher gerade im Hinblick auf Friedrich aussprechen zu sollen, weil er doch in seiner ganzen Regierungszeit bestrebt gewesen war, die geistigen Kräfte seines Volkes zu fördern und dem Volke die Erkenntnis seines eigenen Wohls nahe zu bringen. Sollte sein Volk jetzt nicht in der Lage sein, sich selbst zu helfen, dann wären des Königs Bemühungen vergebens gewesen. Es wäre ein schlechtes Zeugnis für den König wie sein Volk. Dann aber auch würde eine Rückkehr des Königs vergebens sein. Er würde ein totes Volk vorfinden, „er würde nicht imstande sein, uns die wir selbst tot wären, zu beleben"[9]). Nicht der tote Wunsch nach der Rückkehr des Königs, sondern das eigene ernste Bemühen des Volkes selbst mußte den Weg aus der Not finden. „So sei uns denn sein Andenken zu heilig, um es auf eine so unverständliche Art zu entweihen, und eben je mehr Großes Gott durch ihn gewirkt hat, um desto sicherer laßt uns wissen, daß wir jetzt anderer Werkzeuge Gottes bedürfen, und laßt uns aus der Betrachtung seines tatenreichen Lebens etwas Besseres gewinnen als leere und verkehrte Wünsche[10]).

Gleich leer und verderblich wie der Wunsch nach der Rückkehr des Königs selbst mußte das Zurückwünschen der Einrichtungen dieser glänzenden Epoche der preußischen Geschichte sein, von denen man weithin glaubte, daß ihnen eine Kraft innewohnte, die zu besseren Verhältnissen zurückführen könnte. Schleiermacher vermochte nicht

---

[8]) Schleiermacher, Werke II, Bd. 1, S. 363.
[9]) a. a. O. S. 364.
[10]) a a. O. S. 365.

zu erkennen, wie durch Einrichtungen allein geholfen werden könnte oder Preußen von der Katastrophe verschont geblieben wäre, wenn es nur starr an den bewährten Formen des fridricianischen Staates festgehalten hätte. Er warf vielmehr die Frage auf, ob Preußen nicht schon viel zu lange an seiner alten Gestalt und ihren überlebten Formen festgehalten hätte und ihm das zum Verderben geworden wäre. Darum mahnte er ernst, in diesem gegenwärtigen Schwächezustand des Staates, der ihm nur ein Uebergang zu neuer Blütezeit bedeutete, nicht durch falsche Anhänglichkeit am Vergangenen zu vergessen, das zu tun, was die gegenwärtige Lage und Zukunft erforderte.

Die Lage des preußischen Staates verlangte weder ein Zurückwünschen der Person noch der Einrichtungen des großen Königs, sie verlangte vielmehr, daß ein jeder sich mit der Verfassung des Staates selbst beschäftigte[11]). Und hier sah Schleiermacher sehr klar, daß im alten Staat vieles änderungsbedürftig war. Die auffallende große Ungleichheit der verschiedenen Stände, der Verteilung von Lasten und Vorrechten schien nicht mehr der Zeit zu entsprechen und verlangte gebieterische Beseitigung. Dem durfte auch eine falsche Anhänglichkeit an die überlieferten Zustände nicht im Wege stehen. Sicher hatten diese Einrichtungen Jahrhunderte hindurch dem Staate bestens gedient, waren sie von den Fürsten und Herrschern zum Wohle des Staates trefflich genutzt worden. Aber mit einer neuen Zeit war ihre Berechtigung geschwunden, nun durfte man durch falsche Anhänglichkeit Friedrichs Staat nicht unnatürlich nötigen, sich selbst zu überleben. Die rechte Verehrung des großen Preußenkönigs verlangte vielmehr, Sorge zu tragen für eine zeitgemäße Fortbildung seines Werkes. In Einmütigkeit und fester Geschlossenheit aller Glieder des Staates mußte dieser kühne Weg beschritten werden, der neue Vollkommenheit und bessere Zukunft verhieß.

Nicht schwächliches Zurückrufen von Person und Einrichtungen des großen Königs oder ein Weiterbilden von Vorrechten und Freiheiten, die in Friedrichs Zeit noch ihre Aufgaben erfüllt hatten, durch den Wandel der Zeiten aber überlebt nun ungerecht und unnatürlich erscheinen mußten und einer Erneuerung des Staates deshalb hindernd im Wege standen, konnten der rechten Verehrung des großen Preußenkönigs dienen. Dieses Vergängliche an Friedrichs Werk mußte vielmehr überwunden und statt dessen das Bleibende, Ewige, das Positive recht erkannt werden. Dieses Bleibende und Ewige in Friedrichs Werk wollte Schleiermacher seinen Zeitgenossen recht vor Augen halten.

Friedrichs Größe war selbstverständlich. Sie offenbarte sich in seinen Heldentaten, seinem Staatsgebäude und dem Geist, in dem er es verwaltete. Allenthalben zollte man ihm Beifall, ahmte man die Einrichtungen seines Staates nach. Preußen galt als der Musterstaat schlechthin, Friedrich als sein großer Genius. Eine solche Größe

---

[11]) Schleiermacher, Werke II, Bd. 1, S. 368.

mußte Gutes enthalten, das der Verehrung und Weiterbildung wert war. Einen unvergänglichen Zusammenhang sah Schleiermacher in dem Zusammenklingen von Taten und Charaktereigenschaften eines Volkes. Die Taten müssen immer der unverfälschte Ausdruck des Geistes eines Volkes sein. Diese Beziehungen hatte Friedrich früh erkannt und in einer hervorragenden Weise Fähigkeiten, Eigenschaften und Taten seines Volkes in Einklang gebracht. Das Leben und die Taten des Königs selbst zeigen in hohem Maße, was dem preußischen Volke eigen ist.

Friedrich förderte Arbeitsamkeit und Sparsamkeit[12]) und machte sie zu den herrschenden Tugenden seines Staates. Zwar hielt die Natur und Beschaffenheit ihres Landes die preußischen Bewohner schon an, ihre ganze Kraft einzusetzen, um ihren kargen Boden fruchtbar und wohnlich zu machen. In dieser Erkenntnis hatten auch Preußens Herrscher, vor allem Friedrich gewirkt. Er förderte Ackerbau und Handel, gab selbst ein Beispiel von Mäßigung im Aufwand, persönlicher Sparsamkeit und Genügsamkeit und hielt immer das Gefühl lebendig, daß der Wohlstand des Volkes nicht dem Ueberfluß nahe war und nicht verschwendet, sondern immer wieder der Mehrung der Volkskräfte zugeführt werden müßte. In der Fortführung dieser Haltung sah Schleiermacher die beste Würdigung der Vergangenheit, ein Handeln in Friedrichs Geist und der Bestimmung des preußischen Volkes.

Die immerwährende Herrschaft gleicher Gerechtigkeit und rechtlichen Wesens[13]) durfte das preußische Volk immer mit Stolz erfüllen. Parteiische Beugung des Rechts, Unterdrückung der Geringeren, Ehrlosigkeit und Bestechung hatte man nie gekannt. Ueberall vertraute man sowohl der Rechtschaffenheit des Bürgers als auch der Güte der Rechtlichkeit und der Gesetze. Friedrich hatte diese Gesinnung noch gefestigt. Sie mußte in der Zeit der „bürgerlichen Wiedergeburt" nun auch bewährt und nicht durch Mißtrauen oder Eigennutz getrübt werden. Redlichkeit, wahrer Gemeinsinn und Vertrauen zur Obrigkeit würden dann den Charakter des Volkes auch weiterhin treu bewahren.

Die gleiche Stellung aller Bürger vor dem Gesetz[14]) war der erste Leitgedanke des Königs gewesen. Den einzelnen schätzte er danach, was er für das gemeinsame Ganze wert war und gab damit der Oeffentlichkeit ein Beispiel zur Nachahmung. Tatsächlich begannen die Vorurteile der Gesellschaft zu fallen, die scharfe Trennung der Stände fing an, sich zu verlieren, die Menschen der verschiedensten Stände begannen sich einander zu nähern und zu achten. Hier forderte Schleiermacher weitere Entwicklung zur Ehre des großen Preußenkönigs.

---

[12]) Schleiermacher, Werke II, Bd. 1, S. 372.
[13]) a. a. O. S. 373.
[14]) a. a. O S. 374.

Friedrichs rühmliches Bestreben, wahre Bildung in seinem Volke möglichst weit zu verbreiten[15]), mußte auch die Nachwelt leiten. Sein Bestreben, anstelle von Irrtum und Aberglauben den Sinn für Wahrheit zu wecken, mußte der Nachwelt ein Ansporn sein. Auch sein nachdrückliches Eintreten für die Freiheit des Glaubens und Gewissens[16]), den Grundcharakter des preußischen Staates, erfolgte nicht aus Gleichgültigkeit gegen jede Art der Gottesverehrung, sondern weil Friedrich den Wunsch hatte, Untertanen zu haben, die wert waren, regiert zu werden, er die Grenzen seiner Macht erkannte und fühlte, daß alles was zur unmittelbaren Beschäftigung der Seele mit Gott gehört, für jedermann ein unzugängliches Heiligtum sein müsse. Den besten Schutz der Frömmigkeit sah Friedrich in der Freiheit des Gewissens. Er empfand, daß Liebe, als Quelle aller Tugenden sich am lebendigsten äußerte in der Anerkennung dessen, was jedem das Heiligste ist. In dieser, dem preußischen Staat wesenhaften Freiheit sah Schleiermacher die Liebe der Preußen zu ihrem Staat am tiefsten begründet. Er glaubte, daß sie mächtig auflodern würde, sollte ihr einmal eine Gefahr drohen.

In solchen Charakterzügen des preußischen Staates sah Schleiermacher seine alten und sicheren Grundlagen verkörpert, sie waren so fest mit ihm verwachsen, daß sie alle Stürme überdauert hatten. Ihre Pflege mußte Preußens Bürgern daher heiligste Pflicht sein, auf ihnen mußte auch das neue Staatsgebäude errichtet werden, sollte es dem alten preußischen Wesen und seiner geschichtlichen Vergangenheit entsprechen. Dann war keine Ursache zur Klage, das Alte sei den Stürmen der Zeit zum Opfer gefallen. Dann sah Schleiermacher den großen Helden recht verehrt, dann mußte aus der staatlichen Gemeinschaft neues Wohlergehen erstehen.

Nicht schwächliches Zurückrufen von Person und Einrichtungen des großen Königs oder ein Weiterbilden von Vorrechten und Freiheiten, die in Friedrichs Zeit noch ihre Aufgaben erfüllt hatten, durch den Wandel der Zeiten aber überlebt, nun ungerecht und unnatürlich erscheinen mußten, und einer Erneuerung des Staates deshalb hindernd im Wege standen, konnten der rechten Verehrung des großen Preußenkönigs dienen. Dieses Vergängliche an Friedrichs Werk mußte vielmehr überwunden und statt dessen das Bleibende, Ewige, das Positive recht erkannt werden.

Friedrichs Größe war Schleiermacher etwas Selbstverständliches. Es bedurfte für ihn keines Beweises, daß Friedrichs Staatsgebäude und der Geist, in dem er es verwaltete, das unverkennbare Gepräge seiner Größe trug. Das Wohlergehen des Vaterlandes, der allgemeine Beifall, den man ihm freiwillig zollte, der dazu führte, daß fast alle Einrichtungen des preußischen Staates nachgeahmt wurden, ja, daß der preußische Staat als Musterstaat schlechthin galt, ließen einen Zweifel an der Größe seines Schöpfers nicht zu. Diese Größe

[15]) Schleiermacher, Werke II, Bd. 1. S. 375.
[16]) a. a. O. S. 376.

mußte Gutes enthalten, das der Verehrung und Weiterbildung wohl wert war.

Nicht nur richtige Nutzung der Zeitumstände läßt geschichtliche Größen entstehen — darin sah Schleiermacher Vergängliches, welches mit der Zeit schwand, sondern daneben vor allem der Einklang von Taten mit Geist und wahrer Bestimmung eines Volkes. Die Taten müssen der unverfälschte Ausdruck des Geistes dieses Volkes sein. Diese Gleichheit der Gesinnung von König und Volk sah Schleiermacher in Taten und Regierung Friedrichs in hervorragendem Maße verwirklicht. Weil Friedrich diese Zusammenhänge erkannt und sein Handeln danach eingestellt hatte, darum sah Schleiermacher in Friedrich eine große Persönlichkeit. Das war ihm auch das Bleibende an seiner Erscheinung. Jedes Volk trägt seinen besonderen Charakter, nach dem es Gestalt und alle seine Einrichtungen ausbildet. Er zieht sich durch das ganze geschichtliche Werden eines Volkes hindurch, spiegelt seinen Geist und verkörpert das Unvergängliche und Ewige seines Wesens. Was dem preußischen Volke eigen ist, was es immer ausgezeichnet hat, das zeigen in hohem Maße Leben und Taten des großen Königs, der sein Volk so trefflich kannte.

Dem Geist des preußischen Volkes entsprach das Bestreben Friedrichs, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit[17]) zu den herrschenden Tugenden seines Staates zu machen. Zwar hatte die Natur ihres Landes die preußischen Bewohner schon angehalten, ihre ganze Kraft einzusetzen, um den nicht reich gesegneten Boden fruchtbar und wohnlich zu machen. Dahin hatten Preußens Herrscher immer wieder auf das Volk gewirkt. Vor allem auch Friedrich. Er begünstigte Ackerbau und Handel und tat alles Mögliche, um Fortschritte zu bewirken und sein Volk unabhängig zu machen. Selbst gab er ein Beispiel von Mäßigung im Aufwand, von persönlicher Sparsamkeit und Genügsamkeit und hielt dadurch immer das Gefühl lebendig, daß der Wohlstand des Volkes nicht dem Ueberfluß nahe war und nicht an unwesentlichen Dingen verschwendet, sondern immer wieder der Vermehrung der Kräfte des Volkes zugeführt werden mußte. Wenn an dieser väterlichen Weise der Monarchen festgehalten wurde, so sah Schleiermacher eben darin die beste Würdigung der Vergangenheit, ein Handeln, welches dem alten Geist und der Bestimmung des preußischen Volkes entsprach.

Stolz durften die Bewohner der preußischen Länder jederzeit darauf sein, daß bei ihnen schon in früheren Zeiten überall Gerechtigkeit[18]) und rechtliches Wesen mehr herrschte als in anderen Staaten gleicher Größe. Preußen hatte parteiische Beugung des Rechts, Unterdrückung der Geringeren, Ehrlosigkeit und Bestechung nie gekannt. Ueberall herrschte Vertrauen, sowohl in die Rechtschaffenheit des Bürgers als auch in die Güte der Rechtlichkeit und der Ge-

---

[17]) Schleiermacher, Werke II, Bd. 1, S. 372.
[18]) a. a. O. S. 373.

setze. Wenn trotzdem gelegentlich Klagen laut wurden, so waren sie doch nur gering und unbedeutend. Diese Gesinnung war vor allem von Friedrich gefestigt worden. Sie mußte auch jetzt bewährt werden, sollte die „bürgerliche Wiedergeburt“ nicht durch Eigennutz und Mißtrauen getrübt werden. Dann würden Redlichkeit, wahrer Gemeinsinn und Vertrauen zur Obrigkeit auch weiterhin treu den Charakter des Volkes bewahren.

Der edle Gedanke der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz[19]) hatte den großen König immer geleitet. Er schätzte jeden einzelnen im Wert nur danach, was er für das Wohl des gemeinsamen Ganzen tat und gab damit der öffentlichen Meinung ein wirksames Beispiel zur Nachahmung. Tatsächlich fing in einer Zeit, wo weit mehr Vorurteile die Gesellschaft beherrschten, die scharfe Trennung der Stände an, sich zu verlieren. Dem Manne ohne inneren Wert wurde es trotz hohen Ranges unmöglich, sich über Gebühr zu erheben, während sich Menschen der verschiedensten Stände einander näherten und durch ihre geistigen Fähigkeiten und Denkungsart sich gegenseitige Achtung abgewannen. Hier sah Schleiermacher die Möglichkeit, weiter fortzuschreiten. Dann würde der große Held recht und besser geehrt, als durch ein träges Stehenbleiben auf der Stufe, auf die er selbst seine Umwelt geführt hatte.

Friedrichs rühmliches Bestreben, in seinem Volke wahre Bildung so weit wie möglich zu verbreiten[20]), mußte auch die Nachwelt leiten, und sein Bestreben, an Stelle von Irrtum und Aberglauben den Sinn für Wahrheit zu wecken, das Vermögen der Erkenntnis zu stärken und zu beleben, sollte seiner Nachwelt ein Ansporn sein. Und wenn seine Zeit nicht frei war von Mißbrauch und Fehlern, — frevelnde Gleichgültigkeit gegen frommen Ernst, seichte Unempfänglichkeit für alles Höhere und Heilige — so sollte das ein warnendes Beispiel sein, nicht in ähnliche Fehler zu verfallen, sondern sie mit Ernst und Liebe aufzudecken und abzustellen.

Friedrichs nachdrückliches Eintreten für die Freiheit des Glaubens und des Gewissens[21]), den Grundcharakter des preußischen Staates, erfolgte nicht, wie so viele behaupten wollten, nur aus Gleichgültigkeit des Königs gegen jede Art von Gottesverehrung, sondern ihn leitete der Wunsch, Untertanen zu haben, die wert waren, regiert zu werden. Er erkannte die Grenzen seiner Macht und fühlte, daß alles, was zur unmittelbaren Beschäftigung der Seele mit Gott gehört, für jedermann, auch für Macht und Willkür ein unzugängliches Heiligtum sein müsse, daß die Frömmigkeit, sollte sie Wert haben, nicht durch Gesetze und öffentliche Einrichtungen versucht werden dürfte, zu heucheln. Er sah ihren besten Schutz in der Freiheit des Gewissens und empfand, daß Liebe als Quelle aller Tugenden und als Band aller Kräfte sich am lebendigsten äußerte in der brüderlichen

[19]) Schleiermacher, Werke II, Bd. 1, S. 374.
[20]) a. a. O. S. 375.
[21]) a. a. O. S. 376.

Anerkennung dessen, was jedem das Heiligste ist. In dieser dem preußischen Staate wesenhaften Freiheit sah Schleiermacher die Liebe der Preußen zu ihrem Staate, die sich auch in den Tagen des Niederganges bewahrt hatte, am tiefsten begründet. Er glaubte, daß sie mächtig auflodern würde, sollte dieser Freiheit einmal Gefahr drohen.

In solchen Charakterzügen des preußischen Staates sah Schleiermacher seine alten und sicheren Grundlagen verkörpert. Sie waren so fest mit ihm verwachsen, daß sie alle Stürme überdauert hatten. Ihre Pflege mußte Preußens Bürgern daher heiligste Pflicht sein, auf ihnen mußte auch das neue Staatsgebäude errichtet werden, sollte es dem alten preußischen Wesen und seiner geschichtlichen Vergangenheit entsprechen. Dann war keine Ursache zur Klage, das Alte sei den Stürmen der Zeit zum Opfer gefallen. Bei aller Verschiedenheit des Zustandes würde das gegenwärtige Geschlecht seiner großen Vorfahren und des großen Helden dann weder unwürdig noch unähnlich sein. Mit Ruhe würde es dem verschwundenen Vergänglichen nachschauen können, weil es das nicht an vergängliche, starre, äußere Formen gebundene Unvergängliche und Bleibende in würdiger Verehrung zum Kernpunkt des neuen Staatswesens gemacht hatte.

Dann sah Schleiermacher den großen Helden recht verehrt, dann mußte auch der staatlichen Gemeinschaft neues Wohlergehen erstehen.

Schleiermacher entnahm dem Bilde Friedrichs die Züge, die das ihm vor Augen stehende politische Ideal nicht störten. Das war der Staat, wie ihn die politischen Reformer Preußens, vor allem der Freiherr vom Stein, anstrebten und denen auch Schleiermacher sich angeschlossen hatte. Sicher wollte er mit seiner Predigt versuchen, die politischen Gegner der Reform zur Versöhnlichkeit, vielleicht sogar zur Mitarbeit anzuregen. Ihnen galt der erste Teil der Predigt, die Forderung nach Beseitigung der Ungleichheiten und Freiheiten der einzelnen Glieder, die Forderung allgemeiner Opferwilligkeit und die Mahnung, aus Eigennutz nicht an den jetzt ungerecht erscheinenden Vorrechten festzuhalten. — Wie so ganz anders dachte hier von der Marwitz! — Ihnen galt auch der ernste Weckruf, das Alte nicht unnatürlich zwingen zu wollen, sich selbst zu überleben.

Schleiermacher wird die Gegner der Reform kaum überzeugt haben. Der Gegensatz war zu groß. Seinen Freunden und den Anhängern der Reform wird er aber aus der Seele gesprochen haben, denn seiner Forderung, das Bleibende und Unvergängliche an Friedrich und seinem Werk zu erkennen und es zu verehren, indem es im neuen Staatsgebäude zur Geltung gebracht und weiter entwickelt würde, konnten alle freudig zustimmen. Dabei war es ganz dem Einzelnen überlassen, ob er den Kreis dessen, was er an Friedrich und dem alten Preußen, seinem Werk, als „ewig und unvergänglich" schätzen und bewahren wollte, weiter oder enger zog. Das Entscheidende war, daß sie wie Schleiermacher den Staat Friedrichs des Großen als die Grundlage des neuen, die Reformen als eine Um- und Weiterbildung der wesentlichen Züge des fridricianischen Staatswesens betrachteten.

Es lag im Wesen der Predigt, daß Schleiermacher nicht auf Einzelheiten in Friedrichs Werk eingehen konnte. Aber die allgemeinen Züge, die er skizzierte, lassen doch ein klares Bild seiner Haltung zu Friedrich erkennen. Das ist ganz bestimmt von seiner Einstellung zur preußischen Reform. Die kindische und ohnmächtige Sehnsucht, die Friedrich zurückrufen wollte, lehnte er strikt als unwürdig und beschämend ab. Sie würde auch nicht in Friedrichs Sinn gelegen haben. Auch die vielfach zurückgewünschten alten Einrichtungen hatten dadurch, daß sie den Stürmen der Zeit nicht standgehalten hatten, sich für ihn des Wiederaufbaues unwert erwiesen. Und den unter Friedrichs Regierung noch so sehr betonten Privilegien konnte er vor allem nicht zustimmen. Sie mußten im Interesse des großen Ganzen beseitigt werden.

Dieser negativen Seite entsprach aber eine durchaus positive. Mit warmer Begeisterung sprach Schleiermacher von den unvergänglichen Grundlagen des preußischen Staates, die von Friedrich gelegt, oder doch stark gefördert waren. Im Gegensatz zu Arndt, der hier geneigt war, kühl zu betrachten, kann man bei Schleiermacher sehen, wie er in seiner Darstellung manchmal geradezu an eine Idealisierung Friedrichs grenzte, wie er sein Idealbild vom preußischen Staate entwarf und dann glaubte, das Preußen Friedrichs des Großen gezeigt zu haben. Besonders tritt das in Erscheinung bei der Schilderung der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz und den gesellschaftlichen Zuständen, die zu Friedrichs Zeit doch offensichtlich andere waren. Aehnlich Schleiermachers Haltung bei der Schilderung der Beweggründe, aus denen Friedrich seinem Lande eine uneingeschränkte Geistesfreiheit gab. Aehnlich edle Motive sind dem König für diese Regierungshaltung wohl selten zugeschrieben worden. So ergibt sich bis 1808, dem Zeitpunkt der großen Predigt, eine entschieden positive, stark idealisierte Haltung Schleiermachers zu Friedrich und zum fridricianischen Preußen. Friedrich war Schleiermacher der größte Preußenkönig, Preußen der Kern von Deutschland.

Sieben Mal hat Schleiermacher, nachdem er 1810 Mitglied der Akademie geworden war, aus Anlaß ihrer Feier die Geburtstagsrede auf Friedrich den Großen gehalten. Anlage und Art dieser Reden sind von denen seiner Predigt naturgemäß sehr verschieden, die Gedanken über Friedrich und sein Werk sind aber im wesentlichen nichts anderes als eine Ergänzung und Fortführung seiner berühmten Predigt von 1808. Sie gaben ihm Gelegenheit, auf einzelne Züge von Friedrichs Gestalt und Werk näher einzugehen. Die tiefe Verehrung, die wir dort nur hatten ahnen können, tritt uns hier in voller Unmittelbarkeit entgegen.

Die verschiedenartige, wirrenvolle Beurteilung Friedrichs durch Schleiermachers Zeitgenossen gefiel ihm nicht. Schon zu seinen Lebzeiten war Friedrich ungleich empfunden und beurteilt worden, aber doch war er immer der „Einzige" geblieben, zu dem alle mit Bewunderung emporblickten. Erst nach seinem Tode hatte die zwiespältige Haltung eingesetzt, vollends als die „westliche Sündflut" herein-

gebrochen war. Schleiermacher zweifelte aber nicht, daß dem wieder anders werden würde. Wenn nur erst der notwendige geschichtliche Abstand vorhanden war, würde „der Prozeß, welcher der Seligsprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geschichtlichen Himmel einzugehen“[22]), sein Ende erreichen. Bis dahin freilich würden die verschiedenartigsten Urteile sein Bild verzerren, bis dahin galt es auch zu arbeiten, daß des Königs Bild der Nachwelt in rechter Weise gezeigt würde.

Die Einheit eines ausgezeichneten persönlichen Wesens mit wahrhaft königlichem Sinn und Geist, die innere Uebereinstimmung mit dem Leben und Wesen seines Volkes, seine Taten in Krieg und Frieden, seine Sparsamkeit und Arbeitssamkeit, seine Stellung zu Künsten und Wissenschaften wie Literatur und Religion kennzeichneten jederzeit den großen König[23]), der allerdings mit seiner großen Persönlichkeit in seiner Zeit wurzelte und nur aus seiner Umwelt und seinen Verhältnissen recht verstanden werden konnte. So waren Formen und Grundsätze seiner Herrschaft Ergebnisse ihrer Zeit. In anderen Zeiten und Verhältnissen würde Friedrich selbst kaum an ihnen festgehalten, sondern sie entsprechend umgestaltet haben[24]). Die zahlreich gegen Friedrichs Staatseinrichtungen erhobenen Vorwürfe erschienen Schleiermacher darum unberechtigt und haltlos, weil man dabei selten die ihnen zugrunde liegenden Gedanken, sondern meist ihre Wirkungen beurteilte in einer Zeit, da sie sich längst überlebt hatten.

Friedrichs ausländische Werbungen[25]), ausgehend von dem Gedanken, möglichst wenig einheimische Kräfte ihrem Beruf zu entziehen, solange es nicht an Menschen fehlte, die als Söldner ihren Lebensunterhalt verdienen wollten, haben zu ihrer Zeit ihre Aufgabe voll erfüllt. Als der Soldat aber aufhörte, Maschine zu sein, als man bei der Verteidigung eines Landes auch mit den moralischen Kräften der Truppen rechnen mußte, da mußten sie allerdings versagen. Da wurde offenbar, daß diese Fremdlinge die Kräfte des Staates nur scheinbar vermehrt hatten. Zu ihrer Zeit waren sie nötig gewesen, um die Bevölkerung des jungen Staates so schnell als möglich zu steigern und ihn auf der Höhe zu behaupten, die der große König ihm errungen hatte.

Aehnlich die künstliche Unterstützung der Fabrikation in seinen Landen[26]). Des Königs Monopole, von der Nachwelt nur als tadelnswert angesehen, waren Schleiermacher ein für ihre Zeit durchaus gerechtfertigtes Mittel, um das Volk schneller mit den vielen neuen Einrichtungen bekannt zu machen und die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern. Damals trugen diese Monopole reiche Frucht. Ihre

---

[22]) Schleiermacher, Werke III Bd. 3. S. 30.
[23]) a. a. O. S. 35
[24]) a. a. O. S. 37.
[25]) a. a. O. S. 150.
[26]) a. a. O. S. 151.

Nachteile entstanden erst, als man sie über ihre natürliche Lebensdauer hinweg fortbestehen ließ.

Auch die Grundlagen seines Bildungswesens hatten Friedrichs Zeit voll entsprochen. Wenn er an seine Akademie Fremde berief, seine ausgedienten Soldaten zu Lehrern machte, so war doch nicht zu vergessen, daß diese begeisterten Gefährten des alten Königs nicht wenig zum Erwachen geschichtlichen Lebens, die Fremden aber zur Weckung wissenschaftlichen Eifers erheblich beitrugen[27]).

In der Erkenntnis und dem Glauben, daß der gesunde Geist eines Volkes und sein reiner und kräftiger Sinn jederzeit das Rechte erkennen würden, hatte Friedrich dem Geistesleben seines Volkes freien Raum gegeben. Ein allgemeiner freier, geistiger Verkehr in den preußischen Landen wurde die Folge dieser glücklichen Tat. Mit Befriedigung sah der König die geistigen Kräfte seines Volkes in frischem Leben seinen Glauben rechtfertigen, daß nicht mechanische Maßregeln, sondern das geschärfte geistige Auge eines Volkes am besten die rechten Mittel gegen den Zerfall von Staat, Religion und Sitte erkennen und gebrauchen würden, eine wahre Vaterlandsliebe, ein rechtes Herzensverhältnis im kirchlichen Leben, eine gute und reine Erziehung der Jugend[28]). In welchem Gegensatz stand doch dazu die nach den Freiheitskriegen allgemein geübte Zensur!

Dieser staatsmännischen Größe Friedrichs entsprach seine schriftstellerische und wissenschaftliche Betätigung[29]). In seltener Weise und höchster Vollendung vereinigte der König in sich die Gaben, fruchtbar zu forschen und weise und wohltätig zu regieren. Wenige Wochen im Jahr genügten ihm, um seine Provinzen zu durchreisen und mit scharfem Auge zu erkennen, wo es seiner Herrschertätigkeit bedurfte, wenige Stunden des Tages reichten hin, um seine Herrschertätigkeit zu leisten, die Monarchie zu beseelen und in Ordnung zu halten. Diese kurze Frist war Sanssouci der Staat, die übrige Zeit der Wohnsitz eines einsamen Weisen, der sich ernst, streng und wahrhaftig in den Gefilden der Kunst und Wissenschaft erging. Es gereichte Preußen zur Zierde, „daß in seinen Annalen die so seltene Erscheinung eines königlichen Schriftstellers glänzt“[30]).

So hatte der König alles beseelt, hatte er Staat und Volk zur Blüte geführt, bevor dieses sich kaum seines Lebens bewußt geworden war. Würde Schleiermachers Geschlecht dem König mit gleicher Zustimmung und Vertrauen entgegenkommen? Einen prächtigen und unübertrefflichen Staatsbau würde der König dann mit der fortentwickelten Macht aufführen, einem kräftigen und fröhlichen Streben das inzwischen reifer gewordene Volk zuführen[31]).

Immer noch fehlte diesem größten Preußenkönig ein würdiges Denkmal in seinem Lande. Schon hatten die märkischen Stände

---

[27]) Schleiermacher Werke, III, Bd. 3. S. 45 f.
[28]) a. a. O. S. 69
[29]) a. a. O. S. 100.
[30]) a. a. O. S. 105.
[31]) a. a. O. S. 39.

unter Marwitz' Führung vergeblich seine Errichtung gefordert[32]). Nun gab auch Schleiermacher kurz vor seinem Tode diesem Verlangen beredten Ausdruck und verband damit zugleich die Forderung nach einer geeigneten volkstümlichen Biographie, die den König im Volke lebendig erhalten sollte[33]). Wahrhaft „königlich und volkstümlich“ mußte dieses künstlerische Meisterwerk sein und für jedermann zugänglich, damit es eine lebendige politische Wirkung ausüben könnte. Solange ein solches Denkmal fehlte, sollten des Königs Schlösser, vor allem Sanssouci dem andächtigen Besucher einen Eindruck von des Königs Unsterblichkeit geben. Dort sollte er versuchen, sich in die tägliche Lebensordnung des Königs hineinzufühlen, sich sein Leben und Tun vergegenwärtigen, er würde dann Friedrichs Geist verspüren und sein Denkmal nicht vermissen. — Eine meisterhafte, doch volkstümliche Geschichte Friedrichs würde einen lebhaften Beifall finden und verhindern, daß die lebendige Erinnerung, die den König im Volke immer noch wach hielt, je länger desto mehr schwinden und verwischt würde. In rechter Vereinigung von Lebensbeschreibung, Regierungsgeschichte und Charakterschilderung würde der große Preußenkönig seinem Volke als der waltende Genius an der Wende zweier Zeitalter lebendig bleiben. Von Meisterhand geschrieben würde auch ein solches Werk ein rechtes Nationaldenkmal sein.

Schleiermachers Akademiereden lag die gleiche Haltung zugrunde wie seiner Predigt von 1808. Wie er dort das Vergängliche abgelehnt hatte, so glaubte er hier in Weiterführung seiner Gedanken, daß Friedrich mit der veränderten Zeit es selbst geändert haben würde. Heeresverfassung und Monopolsystem, die zu ihrer Zeit Vorzügliches geleistet hatten, hatten sich überlebt. Wie die Organisation des Schulwesens und die Zusammensetzung der Akademie, die den Verhältnissen seiner Zeit entsprochen hatten, würde er sie später anders eingerichtet haben. Aber Friedrichs Herrschaft als Ganzes gesehen hatte doch Ungeheures und Fruchtbares gewirkt und Friedrich war die Seele des Ganzen, der Lenker seines Zeitalters, Preußen der vorbildliche Staat ganz Europas gewesen. Die enge Verbundenheit Schleiermachers mit dem Staate Friedrichs trat immer wieder zutage, sie ließ ihn auch immer eine positive Haltung zu Friedrich einnehmen.

In knappen Zügen zusammengefaßt, stellt sich Schleiermachers Stellung zu Friedrich folgendermaßen dar:

In dem Augenblick, da Schleiermacher eine klare Stellung zum Staate gewonnen hatte, war er überzeugter Preuße. Dadurch blieben ihm die schweren Entscheidungen, die Arndt durchzukämpfen hatte, erspart. Neben seiner Liebe für Deutschland hatte Schleiermacher die „Schwachheit“, in erster Linie ein Preuße zu sein. Die Idee, die er von Preußen hatte, war ein Staat, der getragen von der sittlichen Kraft verantwortungsbewußter und freier Bürger unüberwindlich

---

[32]) Meusel, I. S. XLIV.

[33]) Schleiermacher, Werke III. Bd. 3. S. 163 ff.

sein mußte. Das ließ ihn in der Zeit der tiefsten Erniedrigung den Glauben und die Hoffnung auf seinen Wiederaufstieg nicht verlieren. Trotz der mißlichen politischen Lage, in der viele in Preußen an der Zukunft verzweifelten, war ihm die Wiederherstellung eines freien Preußen etwas Selbstverständliches. Er glaubte an Preußen als den Staat protestantischer Bildung in Deutschland und an die ihm innewohnende straffe persönliche Kraft des Protestantismus.

Aus solcher Haltung erklärt sich Schleiermachers Haltung zu Friedrich dem Großen: Schleiermacher war überzeugter Preuße, er mußte darum auch ein Verehrer und Anhänger Friedrichs sein. Darin bestand der Unterschied zwischen ihm und dem frühen Arndt. Und doch stimmte Schleiermacher darum nicht ein in den Ton der Lobreden, die vor ihm in zahlloser Menge Friedrich verherrlicht hatten. Dieser Literatur fehlte sowohl der große Gesichtspunkt als auch zum größten Teil der freie Blick für das zeitlich Bedingte. Er sah sehr wohl die Schwächen des fridricianischen Staates und Friedrichs selbst und lehnte sie ab als etwas Vergängliches und Zufälliges, wies aber auch darauf hin, warum sie sich als vergänglich erwiesen hatten. Sie waren Erzeugnisse ihrer Zeit gewesen und hatten sich mit ihrer Zeit überlebt, weil sie wie Friedrich und die Einrichtungen seines Staates reine Kinder ihrer Zeit gewesen waren. Damals hatten sie in glänzender Weise ihre Aufgaben erfüllt und Großes aufgestellt, sie waren die Vorbilder für das ganze übrige Europa gewesen. Wenn Friedrichs Einrichtungen nicht mit der fortschreitenden Zeit fortentwickelt wurden, was Friedrich nach Schleiermachers Ansicht selbst fraglos getan haben würde, dann sah er darin so recht das Epigonenhafte seiner Nachfolger. Der preußische Staat mußte zusammenbrechen, weil ihm kein frisches Leben zugeführt worden war. Friedrich dagegen hatte diesem preußischen Staat unvergängliche Grundlagen und Lebenszüge gegeben. Er hatte seinem Volke eine sittliche Kraft eingehämmert, die es seine tiefe Erniedrigung überstehen und in neuer Gestalt wieder erstehen ließ. Diese unvergänglichen Züge Friedrichs des Großen galt es, herauszuarbeiten und fortzuentwickeln. Denn sie waren ewig. Sie machten das neue Preußen aus und gaben ihm sein Gepräge.

Schleiermacher sah keinen Gegensatz zwischen Friedrichs Staatswesen und dem Preußen der Reformzeit. Dieses galt ihm vielmehr als seine wahre Fortsetzung. Die verbindenden Linien aufzudecken, die von dem fridricianischen Preußen, das trotz seiner Künstlichkeit und Einseitigkeit ein lebens- und entwicklungsfähiges Gebilde gewesen war, zu dem neuen Preußen herüberführten, galt ihm als Aufgabe. Friedrich hatte mehr geschaffen, als man unmittelbar sehen konnte. Die Ansätze zu einer wirklichen preußischen Nation, auf denen sich das neue Preußen der Reformzeit aufbauen konnte, waren sein Werk. Darum war Friedrichs Name auch untrennbar verknüpft mit dem neuen preußischen Staate, deshalb war er Schleiermacher der unsterbliche, der große, der einzige Friedrich.

Obwohl Schleiermacher die Schwächen erkannte, verfiel er nicht wie Arndt einer einseitig doktrinären, scharf ablehnenden Kritik an der Regierung und dem Staate Friedrichs, vielmehr bemühte er sich ganz entschieden, die Lichtseiten dieses Staatswesens herauszustellen. Dadurch unterschied er sich von Arndt. Während dessen Urteil bestimmt und gekennzeichnet war durch das Feuer der Leidenschaft, zeigte Schleiermachers Urteil eine ruhige, klare und sichere Entwicklung, bedingt durch eine tiefe Auffassung der geschichtlichen Tatsachen. Er sah beides, Licht- und Schattenseiten mit einem weiten und hohen Blick. Daher sah er den Staat Friedrichs und den Herrscher selbst als Idealbilder, die sie in diesem Sinne nicht waren. Wenn das Vergängliche und Zufällige in Friedrichs mit der Zeit fortentwickeltem Staat ganz dem Bleibenden und Ewigen gewichen waren, dann ergab sich für ihn das Idealbild des preußischen Staates, wie es sich in seiner Vorstellung gebildet hatte und durch sein entschiedenes Eintreten für die Reformen bestimmt war.

Eine Schleiermacher sehr ähnliche Haltung nahm Johann Wilhelm Süvern ein. Auch Süvern gehörte zu den Männern, die als Nichtpreußen in Preußen ihr Vaterland gesucht und gefunden hatten, ihre ganze Kraft und Liebe in den Dienst des preußischen Staates stellten und zu seiner Reform und seinem Wiederaufbau in hervorragendem Maße beitrugen. Schon vor 1806 hatte er entscheidend auf dem Gebiete der Schulreform gewirkt, nach der Katastrophe wurde Süvern 1807 als Professor der klassischen Philologie nach Königsberg berufen. Dort sprach im Winter 1807/08, also zu derselben Zeit, als Schleiermacher in Berlin seine große Rede hielt, „vor einem in jeder Hinsicht bedeutenden Kreise von Männern und Frauen"[34]) über deutsche Geschichte. Den Hauptinhalt seiner Vorlesungen bildeten Epochen der mittelalterlichen Geschichte, erst in den beiden letzten Vorlesungen sprach er über die Geschichte des 18. Jahrhunderts. Als die bedeutendste und charakteristischste Persönlichkeit dieser Zeit sah er Friedrich den Großen an. Süverns Vorlesungen wurden nicht allgemein bekannt und sind uns lediglich in einigen Nachschriften erhalten[35]).

Der Ausgangspunkt für Süverns Behandlung der Geschichte des 18. Jahrhunderts ist Frankreichs Streben, der politische Schwerpunkt Europas zu werden und sich eine Hegemoniestellung zu erwerben. Die in diesen Kämpfen aufgekommene Idee des europäischen Gleich-

---

[34]) Nemesis I, S. 430.

[35]) Zwei dieser Abschriften befinden sich im Besitz der Literaturarchivgesellschaft in Berlin, darunter auch das Exemplar, welches der Kriegsrat Scheffner, der den Vorlesungen selbst beigewohnt hatte, der Königin Luise anfertigte. Aus diesem Exemplar, welches das vollständigste ist, sind die beiden letzten Vorlesungen über Friedrich den Großen in den Mitteilungen aus dem Literaturarchive, Bd. 3. 1901. S. 1 ff. veröffentlicht worden.

gewichts erschien ihm lediglich als ein Vorwand, unter dem Frankreich es verstand, immer wieder seine Macht einzusetzen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtete Süvern auch den österreichischen Erbfolgekrieg. In ihm sah er den Versuch Frankreichs, seinen gefährlichsten Nebenbuhler um das europäische Prinzipat, Oesterreich, endgültig zu erledigen. Diese Absichten Frankreichs, so glaubte Süvern, hätte Friedrich durchschaut und durch seine Maßnahmen vereitelt. Indem er so eine Zerstückelung Oesterreichs und damit die Vormachtstellung Frankreichs verhinderte, hatte Friedrich zur Verwirklichung des europäischen Gleichgewichts wirklich beigetragen. Durch seine Klugheit vereitelte er Frankreichs Kriegsziel, den Gewinn aus der Verwicklung „trug nur ein Staat davon, und eben der, dessen Wachstum für ganz Europa Gewinn war“[36]). Nach einem vollen Jahrhundert inneren Ausbaues war nun für den preußischen Staat der Augenblick gekommen, da er seine Kraft bewähren sollte. Durch Friedrich griff er aber so tatkräftig in das Weltgeschehen ein, daß alle Welt ob der unvermuteten Kraft und Kühnheit des jungen Staates von Staunen erfüllt war. Sogleich erregte er den Neid seiner größeren Nachbarn Oesterreich und Frankreich, die durch ein starkes Preußen ihre Pläne gehindert sahen. Tatsächlich hatte Friedrich durch die Erwerbung Schlesiens das politische Gewicht und Ansehen des jungen, kräftigen preußischen Staates auch so vergrößert, daß er aus der Reihe der europäischen Mächte nicht mehr fortzudenken war. Deutschland aber hatte durch ein starkes Preußen eigentlich erst sein eigenes Gleichgewicht bekommen. Auch hatte Friedrich durch sein Preußen Deutschland einen ganz anderen Charakter gegeben. Ehemals war es der Zankapfel und Kriegsschauplatz fremder Völker gewesen, jetzt kam Deutschland zu Ruhe und Selbstbesinnung. Es brauchte weder Oesterreichs Anmaßungen noch Frankreichs Herrschsucht zu fürchten, denn es hatte in Preußen den Gewährsmann seiner Sicherheit und Ruhe nun auf eigenem Boden. Und dazu konnte das um Preußen gruppierte Deutschland jederzeit in Europa das Moment bilden, welches das Uebergewicht eines Teiles verhinderte. Damit aber trug Friedrich entscheidend für ein wirkliches europäisches Gleichgewicht bei. Wenn Europas Mittelland Deutschland stark war, dann durfte niemand wagen, es anzugreifen. „Zuvor war diese Mitte leer, durch Preußen bekam sie Gehalt in Fülle und Consistenz“[37]).

In schweren Kämpfen bewies das junge Preußen, daß es seinen Platz auch gegen überlegene Widersacher wohl auszufüllen vermochte. Die überlegene Führung Friedrichs hatte den kleinen Staat zu solch großen Leistungen fähig gemacht. Sein Geist beseelte alles und gab dem Ganzen seine Richtung und seine Kraft. Und wenn auch oft bis auf das Feldlager des Königs zurückgedrängt, so ging Friedrichs Staat doch nicht unter, weil ein unbegrenztes Vertrauen auf seinen

[36]) Mitteilungen aus dem Literaturarchive 1901. S. 11.
[37]) a. a. O. S. 12.

Genius Heer und Volk zu einer unlösbaren Einheit zusammengeschmolzen. Preußen stand unerschüttert[38]). Seine Standhaftigkeit und innere Festigkeit hatten dem jungen preußischen Staat seinen Platz unter den alten Staaten behauptet, aus deren Reihe ihn nun niemand mehr zu stoßen dachte.

Wohl handelte Friedrich nach den Gepflogenheiten der damals herrschenden Politik, die er an sich selbst hatte erfahren müssen. Auch er vergrößerte sein Land wie andere Herrscher, darum war es seinen Lobrednern oft nicht leicht gefallen, seine Handlungen mit den Grundsätzen seiner Schriften in Einklang zu bringen. Dennoch war er mit seinen Zeitgenossen nicht zu vergleichen, weil er wie kein anderer Herrscher seiner Zeit seinen Staat ansah, als ein wesentliches Glied des Ganzen, und wie kein anderer seine erworbene Macht für das Wohl ganz Europas einsetzte. „Hatte Europas Gleichgewicht je Wahrheit und Festigkeit, so war es durch ihn und in ihm“[39]). Diese Politik wurde leider von seinen Nachfolgern verlassen, seine Lehren verhallten und wurden nicht mehr beachtet. Man vergaß, daß er seine Maßregeln nicht nach starren Grundsätzen, sondern immer den Zeitumständen entsprechend getroffen, daß er sein Gewicht immer dort in die Schale geworfen hatte, wo es der Ruhe und dem Ausgleich Europas diente. Friedrich hätte mit seiner Politik nicht einen starren, unverläßlichen Weg eingeschlagen, der zur Katastrophe führen mußte.

Gegen Oesterreichs Anmaßungen gab Friedrich Deutschland den nötigen Rückhalt. Er hinderte Maria Theresia und Joseph, ihre bayerischen Pläne durchzuführen. Sein letztes Vermächtnis, der Fürstenbund, war nichts anderes als das Vermächtnis seines Geistes an seinen Staat, an Deutschland, ja an ganz Europa. Der Fürstenbund sollte die Freiheit eines jeden Reichsgliedes gewährleisten, zugleich aber die Einheit der deutschen Staaten darstellen. Zum ersten Male faßte Friedrich das so vielfach geteilte Deutschland zu einer Einheit zusammen. Der Zweck sollte nicht Herrschaft sein, sondern dem Besten des Landes dienen und seinen Frieden sichern. Darum bedeutete Friedrichs Fürstenbund Süvern die letzte große Lebensregung der Nation vor ihrem „Gott gebe nicht ewigem Schlafe“, die Deutschlands Festigkeit erhielt. Friedrichs Nachfolger vermochten nicht, das zu vollenden, was er begonnen hatte. Seine Lehre von der Stärke der Eintracht wurde von ihnen nicht beachtet. Darum mußte Deutschland ewig trauern. Als Friedrich starb, war es „als ob ein hoher Genius die Erde verlassen habe, als ob die Hauptfeder der Staatsmaschine Europas entnommen sei. Der Preuße war tot! Europa fühlte es! Und Friedrichs Grab ist das Grab vieler Hoffnungen“[40]).

[38]) Mitteilungen, S. 14.
[39]) a. a. O. S. 15.
[40]) a. a. O. S. 20.

Süvern sah in Friedrich mehr als einen Herrscher, der nur seiner Zeit gelebt hätte und dessen Wirken auf seine Zeit beschränkt gewesen wäre. Er glaubte vielmehr in des Königs Gedanken und Arbeiten vieles zu sehen, was auch in der Zukunft gut und brauchbar sein konnte. Das hatten Friedrichs Nachfolger, an denen so recht seine Größe klar geworden war, aber nicht erkannt. Die Anklagen über die Mißerfolge der letzten Zeit trafen daher nicht Friedrich und seine Maßregeln, sondern ihre mißverstandene und einseitige Anwendung. Nur weil Friedrichs Nachfolger seine Bahn verließen, konnte Frankreich sein altes Ziel erreichen.

Der Zusammenbruch des napoleonischen Staatensystems wie auch die Um- und Weiterbildung der staatlichen Gemeinschaften seiner Zeit zu lebensvollen Staatswesen war Süwern außer Zweifel. Zur Beschleunigung dieser Entwicklung mußte jedermann beitragen. Deshalb blieb der lebenden Generation nur die Wahl zwischen untätiger Passivität mit unrühmlichem Untergang und mutigem Kampf, getreu dem Vorbilde, das der große Friedrich gegeben hatte. „Faßte ein Staat den erhabenen Gedanken einer Bildung seiner Bürger für das künftige bessere Zeitalter, und führte ihn aus, er würde glänzen, wie ein Stern in dunkler Nacht, und früher vielleicht als es zu ahnen ist, als die Sonne des neuen Tages frisches Leben und Wärme den aus ihrer Starrsucht erwachenden Völkern einströmen. Deutschland liegt noch in untätigem Schlummer, aber es wird nicht ewig schlafen. Möchte, wenn der Augenblick der Reife da ist, möchte dann gerüstet mit Geist und Kraft dastehen der Staat, welcher von Anfang dazu gewachsen, dem von seinem Friedrich die Idee als heiliges Erbe hinterlassen ist, Deutschland zu reißen aus seiner Bedeutungs- und Kraftlosigkeit, und ihm den Platz zu erringen, unter den Völkern Europas, der ihm gebührt[41])!"

Es ist eigenartig, daß völlig unabhängig voneinander zu gleicher Zeit in den beiden damaligen Zentren des preußischen Staates, in Berlin und Königsberg, so ähnliche Gedanken über Friedrich ausgesprochen wurden. Mochten auch die Ausdrucksweisen voneinander so verschieden sein, wie ihr Hörerkreis in beiden Fällen ein ganz anderer war, in der Absicht, Wesentliches von Zufälligem, Bleibendes von Vergänglichem zu scheiden und in der Feststellung, daß die zahlreichen Vorwürfe der Zeit nicht Friedrich, sondern die mißverstandene Anwendung seiner Maßregeln treffen mußte, waren sie einander gleich.

Als der Freiheitskampf ausgebrochen war, trat Süvern in Berlin mit einer kleinen Broschüre „Erinnerung an einige merkwürdige Aeußerungen Friedrichs des Großen" an die Oeffentlichkeit. Anknüpfend an einige Aeußerungen Friedrichs in seinen Werken lobte er den klaren politischen Blick, der Friedrich eigen gewesen war. Durch sein eifriges Studium der Geschichte geschärft, konnte Friedrich

---

[41]) Mitteilungen, S. 54 f.

recht und treffend die Verhältnisse der europäischen Staaten würdigen, Frankreichs unaufhörliches, ihm innewohnendes Streben nach der Vorherrschaft in Deutschland klar erkennen. So erfaßte Friedrich den tiefen Sinn des europäischen Gleichgewichts, so ergab sich für ihn die rechte Würdigung seines Verhältnisses zu Oesterreich, von dem er erkannte, daß es nicht vom Reiche getrennt werden durfte. So konnte er auch immer wieder darauf hinweisen, darauf zu achten, daß das Uebergewicht einer ehrgeizigen Macht nicht eintrete, sondern es durch Bündnisse und Verträge gehindert werde. „Ist die Gefahr dennoch eingetreten, so kann also der große König, den man jetzt häufig so einseitig beurteilt mit Schmerz sehen muß, nicht die Schuld davon tragen, die man, überall nach Gründen jedes großen Unglücks sich umsehend auch ihm oft mit beizumessen pflegt[42])".

Noch einmal gedachte Süvern Friedrichs, als er Anfang Oktober 1813 in einem Schreiben an Schön zu einer künftigen Verfassung Deutschlands Stellung nahm. Da führte er aus, daß Friedrich seine Opposition gegen Habsburg, das heißt, den Kaiser, „noch in dem Geiste eines von Oesterreich nicht abgesonderten Staates"[43]) führte. Diese Opposition hätte Preußen später aber nicht folgerichtig durchgeführt, auch einseitige Absichten dabei verfolgt. Es hatte sowohl versäumt, „das gefährdete Reich und sein Oberhaupt gegen den Reichsfeind mit aller Macht zu schützen", als auch unterlassen, „zeitig dazwischen zu treten und sich selbst zu Deutschlands Mittelpunkt zu konstituieren, was es gekonnt hätte". Daß Friedrich es getan haben würde, daran zweifelte er wohl nicht, daß es zu Deutschlands Wohl gewesen wäre, stand für Süvern außer Zweifel. Gegenwärtig lehnte er freilich ähnliche Bestrebungen ab. Da hatte Preußen zunächst die Aufgabe, sich eine Verfassung zu schaffen, „die sich an den jetzigen Zustand anschließt, größere Verschmelzung der Nation vorbereitet und weitere Entwicklung nicht hindert". Wenn aber Oesterreich sich als kraftlos oder selbstsüchtig erweisen sollte, dann mußte Preußen bereit und stark genug sein, das Reich um sich selbst zu vereinen. Bis dahin sollte es seine Verfassung im deutschen Geiste ausbilden und ein Muster aufstellen, dem das Deutsche Reich im gegebenen Zeitpunkte sich gern anschließen würde.

Süvern war sich bewußt, daß dieses nationale Ziel, das ihm vorschwebte, zunächst nicht zu erreichen war. Preußens Bedeutung für Deutschland hatte er damals aber schon klar erkannt. Es war ihm bewußt geworden, daß Friedrichs Größe und sein Werk nicht zu trennen waren von der Entwicklung, die Preußen genommen hatte und noch nehmen würde. Friedrich hatte den Grund zu Preußens Größe gelegt, durch seine Taten Deutschlands Mitte „Gehalt" gegeben und Deutschland wieder einen Namen gemacht in der Welt. Der Niedergang Preußens wie Deutschlands erklärte sich allein aus der Tatsache, daß man seine Grundsätze verlassen, einseitig angewandt

[42]) Süvern, Aeußerungen, S. 13.
[43]) Schön, Aus den Papieren Theodors v. Schön, Teil II, Bd. 4, S. 339.

und verkannt, dadurch aber zur Verknöcherung seines Staatswesens beigetragen hatte. Die ihm vorschwebende künftige Entwicklung Preußens in Deutschland war ihm daher auch nichts anderes, als die richtige Erfassung von Friedrichs Erbe, „die Idee, Deutschland zu reißen aus seiner Bedeutungs- und Kraftlosigkeit, und ihm den Platz zu erringen unter den Völkern Europas, der ihm gebührt". Daß Preußen seine Aufgabe in Deutschland noch nicht erfüllt hatte, davon war er überzeugt. Daß Friedrich der Große derjenige war, der am meisten für Preußens Größe getan hatte, stand für ihn nie in Frage. Dieses Preußen bedeutete Süvern nicht allein Deutschlands ersten Staat, sondern Europas Herz und Haupt. Und Süvern war stolz, sein Bürger zu sein[44].

In den Tagen der Not und der Schmach war Barthold Georg Niebuhr in den Dienst des Königreiches getreten. Aber gerade in dieser Zeit des Niederganges hatte er die Kraft und die Treue des preußischen Volkes so kennen und lieben gelernt, daß er sich ihm mit der Glut seines Herzens ganz anschloß. Wenn er in den folgenden Jahren bis zur Erhebung auch mehrere Male nahe daran war, aus persönlichen Gründen den preußischen Dienst wieder zu verlassen, so fand er sich durch seine Verbundenheit mit Preußens Volk doch immer wieder bereit zum Dienst an dem ihm lieb gewordenen Staat.

Niebuhr gehört in die Reihe der Männer, die aus allen Teilen des Vaterlandes in den Dienst des preußischen Staates eintraten und dort ihre Heimat fanden. Er hatte wie sie bald die innere Kraft dieses Staatswesens erkannt und setzte sich dann mit ganzer Kraft für seinen Wiederaufbau ein. Auch seine Haltung zu Friedrich dem Großen war eine entschieden positive. Sowohl in seiner Flugschrift aus der Zeit des Wiener Kongresses, „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof", vielleicht der besten ihrer Zeit[45], als auch seinen späteren Bonner Vorlesungen tritt seine Liebe und Verehrung für den großen Preußenkönig deutlich in Erscheinung.

Brandenburg hatte sich wie kein anderes deutsches Fürstenhaus für die deutsche Sache eingesetzt. Wo nur immer deutsche Grenzen vom Feinde bedroht wurden, sah Niebuhr Preußens Truppen tapfer und treu die Grenzen des Reiches verteidigen im Gegensatz zu dem Verhalten zahlreicher anderer deutscher Fürsten, die allzu oft Anlaß dazu gegeben hatten, daß Fremde den deutschen Boden betraten, deutsches Land an den Feind verloren ging[46]. Deshalb waren Niebuhrs Sympathien jederzeit mit dem Hohenzollernschen Fürstenhaus.

---

[44]) Nemesis I, S. 440 ff.

[45]) Vergl. dazu die Dissertation von Troska, Die Publizistik zur sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß, die auf die Bedeutung der Niebuhrschen Schrift näher eingeht.

[46]) Niebuhr, Preußens Recht, S. 64.

Friedrichs Angriff auf Schlesien befremdete Niebuhr nicht. Wohl erkannte er an, daß der junge König nicht nur die ihm rechtlich zustehenden Teile, sondern ganz Schlesien erobern wollte, hob aber sehr klar hervor, daß Oesterreich Friedrichs Vätern die Rechte vorenthalten hatte, die er jetzt durchsetzte. Die reibungslose Eingliederung Schlesiens in den preußischen Staat, das Aufblühen des Landes unter Friedrichs Regierung rechtfertigte sein Handeln. Mit Genugtuung stellte Niebuhr fest, wie die Protestanten den König als Befreier aus grausamer und gesetzwidriger Glaubensbedrückung mit Freude und Dank begrüßten, wie der vorher verbannte freie Geist ins Land einkehrte und der Wohlstand des Landes sich hob. Vollends Schlesiens Stellung im Freiheitskampf beseitigte bei Niebuhr jeden Zweifel an der Gerechtigkeit und Notwendigkeit dieser Eroberung. Ohne ein preußisches Schlesien, glaubte Niebuhr, würde Deutschlands Lage wahrscheinlich eine andere sein.

Auch die oft getadelte Teilung Polens verteidigte Niebuhr mit Leidenschaft. Westpreußen war ihm in erster Linie altes, abgerissenes, deutsches Kulturland, das Friedrich mit Recht einem fremden, wüsten und barbarischen Regiment abnahm. Dazu hatte es ihm die Möglichkeit gegeben, einen einheitlichen zusammenhängenden Staat zu schaffen, an dem vermöge des kräftigen Lebens, das ihm innewohnte, alle Gegner scheitern sollten. Schwächliche Neider vermochten nicht, dem Könige seine Verdienste und Leistungen zu schmälern, die er aus eigener Kraft und mit einem Mißverhältnis der Macht getan hatte. Der Trieb, ihr Land zu vergrößern, war allen Fürsten zu Friedrichs Zeit eigen, seine Größe aber war ihm allein[47]).

Haltlos erschien Niebuhr der Vorwurf, den Arndt so leidenschaftlich vertreten hatte, Friedrich hätte durch sein politisches Handeln das Deutsche Reich zerstört. Er wies mit Recht darauf hin, wie aufgelöst das Reich durch Abtrünnigkeit und Zwietracht schon war. Die Intrigenwirtschaft um die pragmatische Sanktion hatte das blitzartig erhellt. Und Niebuhr glaubte nicht, daß nach der inneren Auflösung die äußere noch aufzuhalten gewesen wäre. Friedrich konnte darum auch nichts verderben. Im Gegenteil, es war zu begrüßen, daß seine Taten diesen Vorgang beschleunigten, denn damit weckte Friedrich die Nation aus der Lähmung und Erstorbenheit, in der sie seit dem Dreißigjährigen Kriege lag[48]), „sie waren die Belebung der deutschen Nation, der Siebenjährige Krieg die Epoche, in der die Nation auf einmal reif ward“[49]). Das eben pries Niebuhr als das Glückliche an Friedrichs Taten, daß sie dem deutschen Volke seinen alten Stolz wiedergaben, und daß das durch Friedrich und seine Heere geweckte Selbstgefühl und der Nationalsinn nicht auf Preußen und Norddeutschland allein beschränkt blieben, sondern auch auf das übrige, auch auf das katholische Reichsgebiet übergriffen, daß sich Unterschiede

---

[47]) Niebuhr, Preußens Recht, S. 65—67.

[48]) a. a. O. S. 96 ff.

[49]) a. a. O. S. 65.

und Gegensätze verloren, und jedermann fühlte, daß der Mann, der sich mit einem Teil von Deutschland gegen ganz Europa siegreich gewehrt hatte, einer der Ihren war. Daß Friedrich dem deutschen Volke angehörte, das gab eine Begeisterung und Zuversicht, die man in Deutschland vorher nicht gekannt hatte[50]. So war für Niebuhr der Siebenjährige Krieg nicht ein Zeichen der Auflösung, sondern die Aera der Wiederbelebung Deutschlands. Niebuhr sah ihn an als das Gegenteil von dem, was Arndt so bitter beklagt hatte.

Die Stärkung und Festigung der deutschen Verhältnisse durch Friedrich gab dem deutschen Lande Ruhe und Sicherheit. Niemand wagte es, von außen einen Angriff zu unternehmen, die innerdeutschen Pläne Josephs konnten seiner Größe wegen nicht zur Durchführung kommen. Den deutschen Reichsfürsten aber war er ein ehrlicher Nachbar. Wenn es ihm auch an Gelegenheiten nicht fehlte, so hat er doch auf weitere Eroberungen in Deutschland verzichtet. Friedrich war tatsächlich der Beschützer Deutschlands geworden, das wohl nie so tief gesunken wäre, hätte Preußen vor dem Dreißigjährigen Kriege schon solche Macht und seine natürlichen Grenzen besessen[51].

Friedrichs Vorliebe für das Französische konnte Niebuhr nicht tadeln, wie das sonst so oft geschehen war. Er wies darauf hin, daß sie ein allgemeines Uebel jener Zeit war, daß alle anderen Fürsten, große und kleine, in gleicher Weise das Französische nachäfften, daß aber keiner wie Friedrich für die Erweckung und Verjüngung des gesunkenen Deutschland etwas getan hatte. Im Hinblick auf den Stand der damaligen Bildung meinte Niebuhr gar: „Wenn ich mich in Friedrichs des Großen Seele hineindenke, so würde es mir sehr schlecht behagt haben, mit den deutschen Gelehrten in Berlin und Leipzig umzugehen, und ich hätte ebenfalls die feinen Franzosen vorgezogen[52].“ So stand Friedrich wohl der deutschen Literatur gleichgültig gegenüber. Niebuhr glaubte aber nicht, daß das zu ihrem Schaden gewesen wäre. Wie Friedrich die Nation gelehrt hatte, sich selbst zu fühlen, wie er ihr Selbstgefühl wieder geweckt hatte, so vermochte auch die Literatur, als sie durch seine Taten den Anstoß bekommen hatte, aus eigener Kraft zu ihrer großen Blüte zu kommen. Bis dahin hatte es den Deutschen an Stoff für ihre Dichtung gefehlt, — das meiste war Form ohne Gehalt gewesen und wahre Poesie hatte sich nur in Kirchenliedern gefunden —, nun gaben ihr Friedrichs Taten einen entschiedenen Charakter. „Man fühlte, daß man auf dem rechten Wege war, es erwachte das Gefühl, daß die Entwicklung eine bleibende sei[53].“ Die geistige Freiheit, die er dazu seinen Ländern gab, hatte diese Entwicklung nur noch fördern können[54].

---

50) Niebuhr, Geschichte der Revolution I, S. 68.
51) Preußens Recht, S. 98.
53) Niebuhr, Geschichte der Revolution I, S. 65.
53) a. a. O. S. 71.
54) a. a. O. S. 75.

Niebuhrs Urteil ist eine rückhaltlose Bejahung Friedrichs des Großen und seiner Politik. Wo er nur von ihm spricht und ihn erwähnt, ist ein uneingeschränktes Uebereinstimmen mit der Handlungsweise des großen Monarchen nicht zu verkennen. Seine Politik gegen Oesterreich war ihm die Ursache der Wiederbelebung nationalen Geistes in den deutschen Landen, die wohl eine im Fluß befindliche Auflösung des Reiches nicht verhinderte, aber eine innere Verbundenheit, nationalen Stolz und Selbstgefühl aller Deutschen erweckte.

Friedrichs Politik schien Niebuhr auch nicht wesentlich gegen Oesterreich gerichtet. Sie bezweckte in erster Linie die Gewährleistung und Sicherung der rechtlichen Verhältnisse. Darum rückte er in Schlesien ein, dessen Besitzrecht seinem Hause von Oesterreich vorenthalten war, deshalb durchkreuzte er Josephs Reichspläne, sicherte er den Bestand von Bayern. Friedrichs Schlesienpolitik wurde durch die Blüte und den Wohlstand, die diesem Lande erwuchsen, gerechtfertigt. Seine Haltung zu Josephs Plänen trug ihm die Verehrung ganz Deutschlands ein. Die innere Politik Friedrichs und seine Regierungsform, der sich Arndt mit aller Leidenschaft versagte, scheint in Niebuhrs Urteil keine Rolle gespielt zu haben. Er hat sich nicht dazu geäußert, außer zur Preß- und Meinungsfreiheit, die seine ganze Billigung erfuhr. Friedrichs Vorliebe für das Französische suchte er aus der Haltung der ganzen Zeit zu erklären, und sogar dafür einzutreten. Die mittelbare Einwirkung Friedrichs auf die deutsche Literatur hob er besonders hervor.

Friedrich der Große war Niebuhr der große König, der dem preußischen Volke seinen Weg in Deutschland und Europa gewiesen hatte. Diesem Volke hatte er sich in schwerster Zeit angeschlossen und ihm seine besten Kräfte gegeben in der Zeit seines Wiederaufbaues. Wie er diesem Volke sich verbunden fühlte, so verehrte er auch seinen großen König, Friedrich den Großen.

Bemerkenswert und eigenartig muß uns die Haltung erscheinen, die Johann Gottlieb Fichte zu Friedrich dem Großen einnahm. Einst hatte die Beschäftigung mit der Kantschen Philosophie den mit Kritik übersättigten jungen Gelehrten innerlich ganz umgestaltet und seiner Lebensbahn eine neue Richtung gegeben. Im Kampf für die sittliche Freiheit des Menschen glaubte er, sein Lebensziel erkannt zu haben. Sittliche Freiheit verkörperte ihm zugleich die politische Freiheit des Individuums, beide waren ihm gleichbedeutend. So mußte er in Gegensatz zum Absolutismus geraten und seine Idee der sittlichen Freiheit seine Hauptwaffe sein in seinem Kampf gegen den absoluten Staat und seine sozialen Zustände, die dem jungen Bandwebersohn besonders hart mitgespielt hatten. Eine tiefe, innere Fühlungnahme zum Staate konnte er so schlechterdings nicht gewinnen, er sollte sie auch später nie recht erlangen.

Schnell hatte sich Fichte durch das eigenartige und glückliche Geschick seiner ersten größeren Schrift, der „Kritik aller Offenbarung“ 1792, eine schriftstellerische Berühmtheit erworben. Die Frage ihrer Druckerlaubnis brachte ihn dann erstmalig in Berührung und auch sogleich in Konflikt mit der preußischen Zensur, mit dem preußischen Staat. Wenn Fichte jederzeit die weitgehendste Denkfreiheit als einen Ausfluß politischer Freiheit verlangte, so mußten kleinliche Schikane der Zensurbehörden seine Abneigung gegen das herrschende absolutistische System vertiefen und seine Gegnerschaft notwendigerweise nur verschärfen.

Darum ist es eigenartig, daß seine 1793 durch diesen Zensurkonflikt entstandene Schrift „Zuruf an die Bewohner der preußischen Staaten, veranlaßt durch die freimütigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen“[55]), von einem solchen Gegensatz nicht das geringste erkennen läßt. Vielmehr nahm Fichte in dieser Schrift eine sehr maßvolle Haltung ein, sein „Zuruf“ muß daher lediglich als die historische und individuelle Behandlung eines bestimmten Vorfalles erscheinen, der das Problem der Denkfreiheit im Staate überhaupt noch nicht aufwirft.

In einem besonderen Teil dieser Schrift befaßte er sich auch mit der Person und dem Wirken Friedrichs des „Einzigen“. Die wenigen scharfen Linien zeigen eine unverkennbare Verehrung für den großen Preußenkönig. Bei aller Abneigung gegen den absoluten Staat und Herrscher hatte sich der junge Fichte doch ein sehr lebendiges und anerkennendes Bild von Friedrich entwickelt, wie wir das bei ihm kaum hätten erwarten sollen. — „In die fressendsten Kriege verwickelt, — so oft mit Europens Scharen, mit den Elementen und dem Schicksal in blutigem Kampfe um Regierung, Ehre, und fast um Existenz, und in allen diesen Kämpfen sieghaft, hatte seine Seele vorzüglich den Schwung vorzüglich (sic!) für die erhabenen Tugenden bekommen, — hatte er fast aufgehört, Mensch zu sein, um unter die Heroen überzugehen. Seine Größe, durch so viele Dinge in die Augen der Väter geblitzt, leuchtete ohne Hülle, — jeder, der ihm nahte, fühlte die Uebermacht, nicht des Monarchen, sondern des Mannes. Frei von allen willkürlichen Handlungen der Despotie, der Mann, der es sicher, durch sein Leben nicht widerlegt zu werden, sagen durfte, daß ein König der erste Diener des Staates sei, flößte doch schaudernde Ehrfurcht ein; und nahe um ihn herum wagte das Mißvergnügen nicht laut zu werden, — jeder hatte das sicherste Zutrauen zu seinen Aussichten, und man glaubte, ohne sich zu bekümmern zu sehen, — Glaube an ihn war's, der seine Regierung so mächtig machte, daß jeder neue Versuch vor seinen höheren Einsichten die Segel streckte[56]).“

Lobend erwähnte er die durch Friedrich bedingte Blüte von Künsten und Wissenschaften, die Denk- und Glaubensfreiheit in den

---

[55]) Fichte, Politische Fragmente, S. 118 ff.
[56]) a. a. O. S. 120.

preußischen Landen, die Gelehrsamkeit und Forschung regen Anstoß gegeben hatten, bedauerte freilich zugleich die religiöse Gleichgültigkeit, die er durch des Königs indifferente Haltung stetig verbreitet glaubte, und die durch den Mißbrauch der geistigen Freiheit im Volke vielfach angerichtete Verwirrung, für die Friedrich freilich nicht verantwortlich gemacht werden konnte[57]). Von einem Angriff auf den absoluten Staat oder gar auf den fridricianischen im besonderen, wie auch auf Friedrich selbst konnte nicht die Rede sein.

Seine nächsten Schriften sollten eine tiefe Abneigung gegen den absoluten Staat umso klarer herauskehren. Sowohl in seiner „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten", 1793, als auch in seinem „Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution", 1793/95, gab er dieser Abneigung gegen das bestehende System lebhaften Ausdruck. In beißendem Hohn zerpflückte er die Fürsten und ihre Regierungstätigkeit, die ihm nichts als Rückständigkeit, Unzulänglichkeit und elende Geistessklaverei offenbarten. Nur einen nahm Fichte in diesem leidenschaftlichen Frontmachen gegen das absolutistische Regime aus: Friedrich den Großen, in dem er einen genialen „Erzieher der Völker für Freiheit" erblickte. — „Das rettet Deine Ehre bei der richtenden Nachwelt, unsterblicher Friedrich, erhebt Dich aus der Klasse der zertretenden Despoten, und setzt Dich in die ehrenvolle Reihe der Erzieher der Völker für Freiheit. Diese natürliche Folge sich unbemerkt entgehen lassen, konnte Dein hellsehender Geist nicht; doch wolltest Du den Verstand Deiner Völker frei; Du mußtest also sie selbst frei wollen, und hätten sie Dir reif für die Freiheit geschienen, Du hättest ihnen gegeben, wozu Du unter einer zuweilen harten Zucht sie nur bildetest"[58]). Bei aller Würdigung von Friedrichs Größe mußte freilich die strenge Zucht des fridricianischen Staates Fichtes Tadel auslösen.

Fichtes Sympathien, darüber lassen seine Schriften keinen Zweifel aufkommen, gehörten bis zur Jahrhundertwende ausschließlich dem republikanischen Frankreich als dem zurzeit vollkommensten Staate. Aber dann wandten sich seine Gedanken doch, bestimmt durch die politische Entwicklung Frankreichs unter Napoleon, die ihm Rückschritt bedeutete, hin zum deutschen Volke und seiner neuen preußischen Heimat. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier den verschlungenen Pfaden von Fichtes Entwicklung nachzugehen[59]). Sie brachte dem weltbürgerlichen Denker nicht die ihm mangelnde Fühlung zum Staate, dieser bestand auch hinfort für ihn wie bisher nur insofern, als er ihn einzusetzen vermochte für sein großes Ziel der sittlichen Freiheit des Menschengeschlechts. Aber das politische Schicksal Deutschlands und besonders Preußens blieb auf ihn doch nicht ohne

[57]) Fichte, Politische Fragmente. S. 122.

[58]) Fichte, Beitrag. S. 63.

[59]) Vergl. dazu die entsprechenden Teile von Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat" und auch Wallner, „Fichte als politischer Denker".

Eindruck. Seine erbitterte Gegnerschaft gegen Napoleon war ja letzten Endes nichts anderes als die Fortsetzung seines Kampfes für den Gedanken der „Freiheit“, der allerdings unter den besonderen Umständen eines nationalen Impulses nicht entbehrte. Gewiß drang Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“, dem bedeutsamsten Ausfluß dieses Kampfes, tief ein in das Problem des Patriotismus als etwas Heiligem und Göttlichem im Leben eines Volkes, aber er forderte in ihnen nicht auf zum Freiheitskampf. Vielmehr waren sie ein Ruf zu Selbstbesinnung und Abkehr vom Zeitalter des Materialismus, ein Weckruf zur Begründung eines neuen Reiches des Geistes und der Vernunft. Eine neue Erziehung sollte eine neue Generation in Deutschland schaffen, die ein solches Reich zu gründen in der Lage sein würde. Die Frage der Nationalerziehung, die Vorstufe einer allgemeinen Menschheitsbildung, war das große Thema seiner Reden, die er nun, der Not gehorchend, dem Staate übertragen wollte. Der Staat sollte ihm Helfer sein für die Verwirklichung seiner großen Idee.

In diesem Streben konnte der absolute Staat nicht unbeachtet bleiben. In seiner 7. Rede setzte Fichte sich ausführlich mit ihm auseinander. Im wesentlichen waren es die Gedankengänge, die er schon früher ausgesprochen hatte, aber die besondere Form, in der er sie jetzt zum Ausdruck brachte, macht sie für unsere Betrachtung sehr bedeutsam. Wenn er in seinen Ausführungen über die mechanische Staatskunst und ihre Leistungen, über die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände des absoluten Regimes sprach, so kann kaum Zweifel darüber bestehen, daß er den absoluten Staat wohl ganz allgemein, im besonderen aber doch Preußen, das fridricianische Preußen und Friedrich den Großen im Auge hatte. Im übrigen weisen seine Gedanken eine starke Parallelität mit denen des jungen Arndt auf. Auch Fichte wies die Staatskunst des absoluten Systems zurück als etwas Fremdes, vom Ausland Uebernommenes, dessen Grundsatz, „alles Leben in der Gesellschaft zu einem großen und künstlichen Druck- und Räderwerke zusammenzufügen, in welchem jedes einzelne durch das Ganze immerfort genötigt werde, dem Ganzen zu dienen“[60]), seinen freiheitlichen Ideen nicht entsprechen konnte, sondern notwendig zu einem rein mechanischen und maschinenhaften Staatswesen führen mußte. „Je eingewurzelter jemand in diese mechanische Ansicht der Gesellschaft ist, je mehr er es versteht, diesen Mechanismus zu vereinfachen, indem er alle Teile der Maschine so gleich als möglich macht, und alle als gleichmäßigen Stoff behandelt, für einen desto größeren Staatskünstler gilt er mit Recht in dieser unserer Zeit“. Wir sind versucht, in Fichtes Sinne diesen Worten hinzuzufügen, „wie Friedrich der Große“. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß diese Worte auf ihn hinweisen sollten.

Fichte erkannte wohl, daß in der straffen und folgerichtig aufgebauten Staatsform manche Vorzüge begründet waren, sie auch

---

[60]) Fichte, Werke VII. S. 363.

durchaus gute Erfolge zeitigen konnte, aber daß auch in ihrer Maschinenhaftigkeit ihre ganze Schwäche zutage trat. Der bis zur höchsten Vollkommenheit durchgebildeten Staatsmaschine mangelte es an eigenem Leben, sie vermochte nicht, sich selbst in Bewegung zu setzen. „Was allein ihr auch durch Mechanismus könnt, wie wollt ihr denn diese Triebfeder selbst in Bewegung bringen und sie zwingen, ohne Ausnahme das Rechte zu sehen und zu wollen? Wie wollt ihr denn in Euer, zwar richtig berechnetes und gefügtes, aber stillstehendes Räderwerk das ewig Bewegliche einsetzen?“[61]) Dieses Staatswesen bedurfte zu seiner Belebung einer lebendigen Kraft, die nicht aus ihm selbst stammen konnte, die durch seinen Mechanismus nicht gebunden war, sondern nach eigenen Gesetzen handelte. Diese Kraft war der absolute Fürst. Das ganze Staatsgebäude war ausschließlich auf ihn zugeschnitten, alles von ihm abhängig. Er gab dem Ganzen den Antrieb, wie er weiter auch das ganze Staatswesen beseelte. Er konnte den Staat regieren, wie er wollte, niemand vermochte, ihn daran zu hindern. Eine gute und erfolgreiche Regierung war darum allein abhängig von der Persönlichkeit des Monarchen. Alles kam darum darauf an, den Fürsten durch „allerlei gute Lehre und Unterweisung“ für seine Aufgabe zu erziehen. Freilich vermochte niemand, dessen Erfolg vorauszubestimmen. Deshalb konnte Fichte von einer solchen Regierungsform und auch von ihren Fürsten nicht viel Gutes erwarten, eindeutig verurteilte er eine Regierungsweise, wie sie gerade Friedrich in Preußen geübt hatte. Er konnte nicht billigen, daß der ganze Staat und alle seine Einrichtungen ausschließlich auf die eine Person ihres Herrschers zugeschnitten waren, alle mit ihm auf Gedeih und Verderben verbunden waren. Allerdings erkannte auch Fichte an, daß ein solch straffer und zielbewußter Staatsmechanismus immer noch besser war als eine unentschiedene und schwankende Staatskunst, die keiner festen Ansicht fähig war[62]). Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir in dieser Aeußerung Fichtes eine deutliche Anspielung auf die Politik sehen, mit der man nach Friedrichs Tode den preußischen Staat zu lenken versucht hatte. Diesem Staatsmechanismus der Aufklärung setzte Fichte eine „echte deutsche Staatskunst“ entgegen, die mit anderen Mitteln ebensolche Festigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit im Staatsleben wollte, deren Quellen aber andere waren. Hier berührte sich Fichte mit den Gedanken der preußischen Reformer, die unter Abkehr von den überlieferten Formen und Regeln dem alten Staatswesen neue Züge und neues Leben geben wollten.

Wenn Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ zu Friedrich selbst auch mit keinem Worte Stellung genommen hatte, so gab er doch seinem absoluten System eine deutliche Absage, während seine frühere Verehrung für die persönliche Größe Friedrichs noch unein-

---

[61]) Fichte, Werke VII, S. 364.

[62]) a. a. O. S. 363.

geschränkt bestanden zu haben scheint. Darauf deutet seine Haltung bei einer Feier von Friedrichs 100. Geburtstag hin.

Auf Anregung Achims von Arnim hatte sich in Berlin eine deutsche Tischgesellschaft aus Mitgliedern der vornehmen Berliner Kreise gebildet. Neben Angehörigen des Geburtsadels und des Militärs gehörten ihr vorwiegend Gelehrte, Künstler, Schriftsteller und Beamte der bürgerlichen Aristokratie an. In diesem Kreise, der ursprünglich 46, später mehr Mitglieder umfaßte, finden wir Männer wie Clemens Brentano, Clausewitz, Heinrich von Kleist, Adam Müller, Fichte, Savigny, Leopold von Gerlach, Fürst Anton Radziwill, Staatsrat Stägemann, Prinz Lichnowski und als Gäste gelegentlich auch Gneisenau, Scharnhorst und Boyen[63]). Für Christentum und Königstreue, für den Schutz historisch gewordener Rechte und die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft wollte die Tischgesellschaft jederzeit eintreten.

Am 24. Januar 1812 versammelte sie sich auch zur Feier des 100. Geburtstages Friedrichs des Großen. Stägemann trug der Runde ein Gedicht vor, „tapfere Verse mit einer geringen Legierung von Mythologie“[64]), wie Arnim bemerkte. „In dieser Stimmung“, so berichtet nun Fouqué, der an diesem Tage auch zufällig in die Gesellschaft gekommen war, „kam man darauf, die herrliche Ode Rammlers für des großen Friedrichs bescheidene Siegesheimkehr aus dem 7jährigen Kriege vorzulesen“. Fouqué, der Dichter, wurde dazu aufgefordert. Aber wegen einer starken Heiserkeit konnte er der Aufforderung der Freunde nicht nachkommen. „Glücklicherweise“, bemerkt er, „denn nun las Fichte, und zwar so herrlich donnernd, daß wohl nur der homerische Zeus imstande gewesen wäre, ihm den Preis streitig zu machen. Eine tiefe Begeisterung, stark und ernst wie die Zeit, ergriff durchdringend die Genossen des Mahles“[65]).

Fouqués Bericht gibt uns einen interessanten Einblick in die Stellung weiter Kreise der Berliner Gesellschaft. Es scheint, als wäre Friedrich in dieser Zeit nicht nur im unteren Volke und beim Militär, sondern darüber hinaus auch wieder weiten Kreisen der Gebildeten der Mann geworden, der ihnen das Symbol bedeutete für Preußens und Deutschlands Größe und Freiheit. Darüber hinaus aber erscheint uns Fichtes Haltung bemerkenswert. Daß er Friedrichs Staat und sein Staatsgebäude ablehnte, scheint außer Zweifel zu sein. Würde er aber auch die Persönlichkeit des großen Herrschers abgelehnt haben, dann ist kaum anzunehmen, daß er einen Kreis besucht haben würde, der sich ausdrücklich zur Feier dieses Mannes versammelt hatte. Es scheint auch unwahrscheinlich, daß er, nur einer plötzlichen Laune folgend, sich zum Dolmetsch der Empfindungen seiner Freunde gemacht hätte. Wir dürfen, wenn Fichte selbst in seinen Schriften

---

[63]) Steig, Kleists Berliner Kämpfe. S. 23 ff.

[64]) a. a. O. S. 40.

[65]) Fouqué, Lebensgeschichte. S. 296.

auch keinen Anlaß dazu gegeben hat, daher wohl annehmen, daß die tiefe Verehrung seiner Jugendzeit für die überragende Größe Friedrichs sich voll und ganz erhalten hatte, daß er sich an der Persönlichkeit, an dem Menschen Friedrich noch begeisterte und ihn weiterhin verehrte als „einen Erzieher der Völker für Freiheit“.

Friedrich der Große im Urteil der preußischen Reformer.

Eine den Anhängern der Reform sehr ähnliche Haltung zu Friedrich dem Großen nahmen die Reformer selbst ein. Der größte unter Preußens Reformern, der Freiherr vom Stein, näherte sich in mancherlei Beziehung sehr stark der Stellung Arndts und Fichtes. Er hat seine große Verehrung für den größten Preußenkönig nie verleugnet, aber an Friedrich und seiner Regierung hat er auch manches beklagt und getadelt und den Auswirkungen des fridricianischen Systems, soweit sie ihm den Gemeingeist zu ersticken schienen, entschieden entgegengearbeitet. Für Friedrichs Größe hat er sich jedoch stets eine aufrichtige Verehrung bewahrt.

Steins Stellung zum preußischen Staat wurde zunächst bedingt durch eine tiefe Verehrung für Friedrich, die wohl zum Teil aus seiner Charakterveranlagung zu erklären ist. Schon früh erscheint er als ein Mann mit gefestigtem Charakter, an dem eine innere Entwicklung nicht mehr wahrzunehmen ist, eine stolze, verschlossene und eigenwillige Natur, ein Mann der klaren Wirklichkeit, zu dessen Festigung seine Göttinger Studienzeit zweifellos ungemein beigetragen hatte. So war es wohl kaum ein Zufall, daß Stein, der während einer kurzen Beschäftigung am Reichsgericht und einer darauf folgenden Reise die ganze Hohlheit der Ueberreste alter Reichsherrlichkeit kennengelernt hatte, auf den ihm wie anderen jungen Männern seines Standes bestimmten Reichsgerichtsdienst verzichtete und in preußische Dienste eintrat. Schon während seiner Studienzeit in Göttingen hatte er aufmerksam den großen Preußenkönig beachtet[1]), ihn sicher auch in der Folgezeit nicht aus den Augen verloren. Die strenge Lebensauffassung dieses größten Mannes seiner Zeit entsprach so ganz seiner eigenen Charakterrichtung. Dazu mußte auch Friedrichs Politik, wie sie sich in seinem Eintreten für Bayern und dem Fürstenbund offenbarte, aus einer ihm angeborenen traditionellen Zuneigung und Verbundenheit mit dem, was man in seinem Stande als die alte deutsche Verfassung ansah, ihn mit Dankbarkeit erfüllen. „Meine hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen, der durch die Erhaltung von Bayern damals die Dankbarkeit dieses Landes und des ganzen Vaterlandes sich erworben hatte, hatte aber

[1]) Lehmann, Stein I. S. 29.

den Wunsch in mir erregt, ihm zu dienen, unter ihm mich zu bilden"[2]). Stein kehrte dem Reichsgericht den Rücken und widmete sich freiwillig dem preußischen Staatsdienst.

Seine amtliche Tätigkeit wies ihn in den Westen des preußischen Staates, der von dessen eigentlichem Kern sich recht wesentlich unterschied. Auch der Minister Heinitz, dem Stein unterstellt war, und der auf den jungen Stein einen sehr nachhaltigen Einfluß ausübte, unterschied sich in starkem Maße von den übrigen Ministern Friedrichs. Er war ein Mann, der mehr als ein bloßer Handlanger seines Königs im Begriff war, aus dem Gedankenkreise des fridricianischen Merkantilismus herauszutreten und seinem König gegenüber durchaus moderne Ideen zu vertreten wagte. So kam Stein, ehe er ins Ministerium berufen wurde, in fast 25jähriger Verwaltungstätigkeit im Westen mit dem spezifischen Preußentum eigentlich kaum in Berührung.

Für seine staatsmännische Entwicklung war das von außerordentlicher Bedeutung. Lehmann hat sehr klar die eigenartige Stellung herausgearbeitet, welche die westlichen Provinzen in dem System Friedrichs und seiner Nachfolger einnahmen. Heinitz sowohl als auch Stein arbeiteten tatkräftig daran, die Sonderstellung des Westens aufzuheben, und ihn mit der Hauptmasse des preußischen Staates enger zu verbinden. Diese Tätigkeit brachte Stein mit Verhältnissen zusammen, die für die Gestaltung seiner späteren Reformpläne von großer Bedeutung waren. Hier im Westen lernte er einen freien grundherrlichen Adel kennen, fand er freie Bauern, sah er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, Stadträte und Kirchspieltage, einen Rest altgermanischer Freiheit und Verfassung, zu der er, der freie Reichsritter, sich sofort stark hingezogen fühlte. Diese Zustände, die er während seiner langen Tätigkeit im Westen täglich vor Augen hatte, bestimmten recht wesentlich die Gedanken, die ihn bei seinen Reformplänen leiteten.

---

[2]) Pertz, Steins Leben VI, Bd. 2. Anhang S 156. Ritter glaubte diesen späten Aufzeichnungen Steins nicht ein so entscheidendes Gewicht beilegen zu sollen. Freilich zweifelt auch er nicht daran, daß die von Stein geschilderten Empfindungen, Bewunderung für Friedrichs Genie und das Gefühl, daß Preußen gegen Josephs II. Reichspläne ihr bester Garant sei, weite Kreise der Reichsritterschaft beherrschten und auch bei dem jungen Stein sehr lebendig waren Aber Ritter meint, daß sie für seinen Eintritt in den preußischen Dienst nicht allein entscheidend waren, zumal er schon 1783, ohne irgendwelche Enttäuschungen über seine in Preußen gemachten Erfahrungen zu äußern, sich mit dem Gedanken trug, den preußischen Dienst wieder zu verlassen. Ritter glaubt vielmehr, daß Heinitz, ein alter Freund der Steinschen Familie, sehr dazu beigetragen hat, den Entschluß des jungen Stein zu bestimmen, indem er ihm die guten Aussichten eröffnet haben mag, die Stein im preußischen Dienst, insbesondere in der Bergwerksverwaltung erwarteten. Ritter sieht sich in der Annahme, daß vor allem auch eine zu erhoffende Karriere Steins Eintritt in den preußischen Dienst mitbestimmt hat, bestärkt durch die Tatsache, daß Stein, als er erwog, Preußen wieder zu verlassen, hoffte, seine dort erworbenen bergmännischen Kenntnisse anderswo mit gutem Erfolg verwenden zu können. (Ritter, Stein, Bd. 1. S. 43—45.)

Es kann hier nicht der Ort sein, Steins Tätigkeit, die verschiedenen Phasen seines Kampfes gegen die Mängel des Staates und für seine Reformen im einzelnen zu schildern. Es soll hier auch nicht dem Wesen und den Wurzeln seiner Staatsauffassung nachgegangen werden. Nur kurz sei bemerkt, daß wohl ein Einfluß der französischen Revolution und ihrer Ideen nicht von der Hand zu weisen ist, daß Stein aber doch im wesentlichen aus englischen Quellen schöpfte, die sich ihm durch seine Göttinger Studienzeit und seine lange darüber hinausdauernde innige Freundschaft mit Rehberg und Brandes so reichlich erschlossen hatten. Vor allem hatte der rege Gedankenaustausch mit Rehberg sich fruchtbar auf das Ausreifen seiner politischen Weltansicht ausgewirkt. Steins Reformpläne erstrebten weder ein Einreißen bestehender Ordnungen, an deren Stelle ein nach abstrakten Prinzipien ausgeführter Neubau treten sollte, noch eine Nachahmung englischer Vorbilder. Stein erkannte, daß derartige Verhältnisse sich nicht einfach auf anderen Boden übertragen lassen konnten. Der Grundgedanke seiner Reformen blieb ihm jederzeit eine Neubildung der geschichtlich gewordenen Zustände, eine organische Fortbildung überlebter Einrichtungen und Erhaltung dessen, was ihm der Erhaltung wert schien. In seinem Selbstverwaltungsprogramm und seinen ständischen Verfassungsplänen sah er stets eine Wiederbelebung altdeutscher Verfassungszustände, die er durch die selbstherrlichen Regierungsformen der letzten Jahrhunderte nur stark zurückgedrängt glaubte[3]).

Die Wurzeln der Steinschen Ideen liegen sowohl in der historischen als auch vor allem in der sittlich-moralischen Bedingtheit seiner Persönlichkeit. Der Erziehungsgedanke war es, der ihn dabei in erster Linie leitete. In den Selbstverwaltungseinrichtungen glaubte er das Mittel zu sehen, das Volk zu Gemeinsinn und Pflichtgefühl erziehen zu können und es damit reif zu machen für den Kampf um die äußere Freiheit. Die Möglichkeit des Erfolges schien ihm aber nur gegeben durch eine unmittelbare Teilnahme an den Aufgaben des öffentlichen Lebens. So sollte der Staat der Erzieher der Nation sein. Klar und ungeschwächt trat das Moment der Erziehung des Volkes zu Pflichtgefühl und sittlicher Reife in seinen Aeußerungen immer wieder in den Vordergrund[4]).

Mit diesem Erziehungsgedanken verband sich die historische Bedingtheit der Steinschen Persönlichkeit zu unauflöslicher Einheit. Seine Abstammung aus reichsfreiem Geschlecht hatte ihm seine Liebe

---

[3]) Zu den Grundlagen der Steinschen Reformpläne vergl. in erster Linie die Schriften von Botzenhart, Ritter und Weniger. Die beiden letzten unterstreichen die Bedeutung englischer Vorbilder für seine Reformideen, vor allem für seine Verfassungspläne. Ritter weist neuerdings recht eindringlich darauf hin, wie wichtig für die gesamte Entwicklung der politischen Gedankengänge Steins die Freundschaft und der rege Gedankenaustausch mit Rehberg gewesen ist. (Bd. 1. S. 144 ff.)

[4]) Pertz, Steins Leben I. S. 427. II. S. 683. V. S. 127—130, 291, 324, 750, 757. VI. 1. S. 492. VI. 2. S. 1108, 1186, Anhang, S. 165. Thimme, Freiherr vom Stein, S. 55.

für Kaiser und Reich gegeben. In ihr lag der Grund seines Unabhängigkeitsstolzes, seines Eintretens für die Rechte der Reichsritter. Sie erklärt auch seine Anhänglichkeit an die alten, längst überlebten Institutionen der übriggebliebenen Reichsherrlichkeit. Die Reichsgeschichte erschien ihm letzten Endes wie ein Stück eigener Vergangenheit. Darum konnte er seine Reformen auch nicht betrachten als etwas grundsätzlich Neues, sondern lediglich als die Fortführung altdeutscher Einrichtungen mit neuem Leben beseelt, als eine Synthese alter und neuer Einrichtungen und Kräfte[5]). Die Reformpläne des Freiherrn vom Stein tragen einen durchaus aristokratischen und konservativen Charakter.

Aus dieser Haltung ergab sich auch Steins Stellung zu Preußen-Deutschland. Preußen galt ihm nichts mehr als ein zum Reich gehöriger Territorialstaat, freilich als der vornehmste unter seinesgleichen. Steins Vaterland aber war jederzeit nur Deutschland. „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, das ist das Interesse der Nation und ganz Europas“[6]).

Durch diesen immer klar hervortretenden Gedanken an Deutschland nimmt Stein einen besonderen Platz unter den Reformern ein, denn keiner von ihnen hat jederzeit so ausgeprägt deutsch gedacht, bei allem Handeln das große deutsche Vaterland so bewußt vor Augen gehabt wie Stein. Die Geburt mag ihm den Gedanken der deutschen Einheit in die Wiege gelegt haben. Durch ihn kam er, der freie Reichsritter, aber in eine Sonderstellung. Er wurde sein Leben lang innerlich nie Preuße, sondern blieb, was er gewesen, in erster Linie immer Deutscher. Sein großes Ziel, die Größe und Einheit Deutschlands, verlor er nie aus den Augen, es war das Leitmotiv seines Handelns. Wie der Gedanke an Deutschland ihn nach Preußen führte, so schuf er seine Reform dieses Staates für Deutschland, und als er schon längst aus dem Dienste dieses Staates ausgeschieden war, hörte er doch nie auf, für dieses deutsche Vaterland zu werben und zu wirken.

Im politischen Leben Deutschlands hat Stein niemandem mit mehr Abneigung gegenüber gestanden als den Fürsten der Mittelstaaten, weil ihm nichts mehr der Einheit des Vaterlandes entgegenzustehen schien als sie. Mit aller Leidenschaft verfolgte er daher ihre Schwächung. Nur Preußen nahm er davon aus. Wohl sah Stein wie Arndt in der Erhebung Preußens zur Großmacht ebenfalls die Auflösung des Reiches begründet[7]), aber er beklagte das nicht wie dieser, sondern hob vielmehr die durch Preußens Machtzuwachs bewirkte

---

[5]) Pertz V. Seite 169.

[6]) Pertz III. S. 226. (Stein an Münster 1. XII. 1812.) Vergl. auch Thimme, Stein, S. XXXVII.

[7]) Pertz III. S. 142, auch Botzenhart, Staatsgedanken, S. 102.

Festigung der inneren deutschen Verhältnisse hervor[8]). Und er gestattete Preußen ausdrücklich die durch Friedrichs politisches Wirken bedingte, nach seinem Tode von seinen Nachfolgern betriebene Ausdehnungspolitik. „Preußen mußte auf jede Art nach Vergrößerung streben, wegen seiner zerstückelten Lage und der Schwäche seiner Staaten, wenn es seine durch einen großen Mann errungene Stellung unter den europäischen Mächten auf die Dauer erhalten wollte“[9]). In seinem Protest gegen den Herzog von Nassau-Usingen wegen der Wegnahme seiner Güter brachte er sehr deutlich zum Ausdruck, wie notwendig er es hielt, daß „diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt würden“[10]). So schien Stein schon früh eine Ahnung zu haben von Preußens Aufgabe in Deutschland, wenn er Preußen als den Hauptgaranten der deutschen Unabhängigkeit gegen Rußland und Frankreich bezeichnete[11]). Neben Oesterreich, dessen Großmachtstellung als Träger der Kaiserkrone ihm selbstverständlich war, räumte er Preußen eine Sonderstellung unter den deutschen Territorialstaaten ein.

Was bewog Stein, Preußen diese Stellung einzuräumen? Gewiß hatte er in jahrzehntelanger Arbeit in und an diesem Staat seine besten Kräfte verzehrt und war dadurch eng mit ihm verbunden. Aber es war doch mehr. Er sah in Preußen auch den protestantischen Staat Deutschlands, der in jahrhundertelangem vielseitigem Leben sich einen Geist der freien Meinung entwickelt hatte[12]). Er lebte der Ueberzeugung, daß „die Erhaltung des deutschen Vaterlandes von dem Wohlstand des preußischen Staates und der Weisheit und Festigkeit seiner Verfassung unzertrennlich war“[13]). Es war die Liebe, durch die sein Herz mit dem preußischen Königshause verwachsen war[13]). Vor allem aber ahnte er wohl in Preußen die Macht, deren sittliche und geistige Kraft ihm allein die Gewähr zu geben schien, ein einiges Deutschland wiederherzustellen. Weil Stein in Preußen Deutschlands Zukunft sah, darum gab er ihm diese Ausnahmestellung[14]).

Einst hatte Stein Friedrich gelobt, weil er durch den Fürstenbund die Interessen des Reiches gegen Oesterreich vertreten hatte. Das war vielleicht das entscheidende Moment für seinen Eintritt in den Dienst des Königs gewesen. Während seiner langen Tätigkeit hatte er dann die Mängel des fridricianischen Staatswesens zur Genüge kennengelernt. In leidenschaftlichem Kampf war er ihnen entgegengetreten, hatte mit ganzem Nachdruck einen Staat gefordert, der

---

8) Botzenhart, Staatsgedanken, S. 102.
9) Botzenhart, Staatsgedanken, S. 102, vergl. dazu auch Pertz VI. Bd. 1. S. 244.
10) Pertz I. S. 258, auch VI. Bd. 1. S. 244
11) Pertz, Steins Leben VI. Bd. 1. S. 252/440.
12) Pertz V. S. 172.
13) Pertz V. S. 28.
14) Pertz III. S. 240, auch V. S. 705.

getragen sein sollte von den sittlichen Kräften der Nation und darum versucht, die leitenden Gedanken Friedrichs umzuformen oder auszuschalten. Trotz dieser Ablehnung der Struktur seines Staates hatte er sich aber für Friedrichs Größe allezeit einen klaren Blick bewahrt.

Friedrichs militärische und staatsmännische Größe stand für Stein nie in Zweifel. Sie trat zutage in seinen Feldzügen, in denen er Preußen äußerlich zur Großmachtstellung führte, in der Erhaltung und Festigung dieser Großmachtstellung und dem inneren Ausbau seines Staates, der bald ein Musterstaat für seine Nachbarn wurde. Durch seine Größe hatte Friedrich der ganzen festländischen Politik Europas eine veränderte Richtung gegeben, deren Hauptgegenstand der Besitz Schlesiens und deren Ziel seine Wiedergewinnung durch Oesterreich war[15]). Preußen war damit in den Mittelpunkt des Geschehens gestellt. Der entscheidende Erfolg des 7jährigen Krieges war neben dem Verlust allen politischen Ansehens Frankreichs, das nun Preußen und Oesterreich an sich zogen, daher die Aufgabe der Idee der Wiedergewinnung Schlesiens durch Oesterreich, die Bestätigung des Großmachtcharakters der preußischen Monarchie gewesen[16]).

Steins Liebe zu Friedrich lag in erster Linie begründet in der konservativen Reichspolitik, die Friedrich nach der äußeren Festigung seiner Macht führte. Wohl hatte er die Einheit des Reiches aufgelöst, Preußen war durch seine Großmachtstellung mehr geworden als ein bloßer Territorialstaat im Sinne seiner kleineren Nachbarn, aber dafür war er auch durch seine Politik und Haltung der Schützer der Reichsstände geworden sowohl gegen Anmaßungen Oesterreichs als auch gegen Anfeindungen von außen. Wenn Stein diesen Glauben an Friedrich so klar herausstellte, so entsprang das wiederum der durch seine Geburt begründeten naturhaften Verbundenheit mit dem alten Reich und seiner Verfassung. Friedrichs Handeln in der bayrischen Angelegenheit erfüllte ihn mit tief empfundener Dankbarkeit. „Die Erhaltung der deutschen Verfassung war Friedrichs erster Wille[17])." Das ist der feste und unerschütterliche Glaube, der den jungen Stein in Friedrichs Dienst führte, der den alten Stein mit seiner Verehrung immer noch an Friedrich fesselte.

Des Königs innerer Verwaltung, wenn er auch ihre Erfolge nicht verkannte, stand Stein mit Kritik gegenüber[18]). Er stellte fest, daß diese Verwaltung den preußischen Staaten zu Friedrichs Zeit wohltätig und förderlich gewesen, daß vornehmlich durch ihre Auswirkungen der Wohlstand allenthalben aufgeblüht war, daß Geistesförderung und Denkfreiheit auch zur inneren Hebung des Landes beigetragen hatten. Die sparsame und gute Verwaltung, die den Nachbarstaaten bald als Beispiel diente, erfüllte ihn mit besonderem Lob. Und Friedrichs Regierung wäre ihm auch im ganzen eine durchaus lobenswerte gewesen, hätte sie sich nicht auf eine Regierungs-

---

[15]) Botzenhart, Staatsgedanken, S. 93.
[16]) a. a. O. S. 95 f.
[17]) a. a. O. S. 102.
[18]) a. a. O. S. 102.

form gestützt, die der ständischen Verfassung, jeglicher Einrichtung entbehrte, an der Gemeinsinn und Gemeingeist, die für Stein doch das Wichtigste im Staatsleben bedeuteten, sich hätte bilden können. So vermißte er in Friedrichs Staat überall Selbständigkeit und Selbstgefühl und beklagte, daß in allen Dingen erst der Anstoß von oben, von Friedrich selbst erwartet werden mußte. Als notwendige Folge dieses Zustandes sah Stein, daß die Spätzeit Friedrichs wohl gute und tüchtige Werkzeuge, aber keine großen Staatsmänner und Generäle hervorgebracht hatte, die in der Lage gewesen wären, selbst Pläne zu fassen, selbst zu handeln. Beim Militär machte sich das besonders bemerkbar, es zehrte fast ausschließlich von der Blütezeit seines Ruhmes, die doch längst entschwunden war[19]).

Steins bittere Klage galt auch der religiösen Gleichgültigkeit und Abwendung vom überlieferten Glauben der Väter, die durch Friedrichs Regierung sehr begünstigt wurde. Daß die Kritik an religiösen Dingen allgemein war, daß sie in Frankreich besonders krasse Formen annahm, verkannte er nicht. Er bedauerte aber, daß der König durch seine religiöse Gleichgültigkeit so unendlich dazu beitrug, den Glauben zu untergraben[20]), und daß Friedrich, indem er glaubte, seinem Lande Aufklärung zu geben, dazu anreizte, den Glauben an das Heiligste zu erschüttern und daher Irreligion und Irrglauben mit allen ihren Folgen sich durch alle Stände seines Volkes verbreiteten.

Die Vorliebe Friedrichs für das Französische, die bei den Zeitgenossen Steins, vor allem bei Arndt, eine so große Rolle spielte, wurde von Stein kaum tadelnd erwähnt. Sie bedeutete ihm vielmehr den Anstoß, durch den sich die deutsche Literatur von der Bevormundung durch das Fremde frei machte, ihren großen Aufschwung nahm und zur Weckung eines besseren Geschmacks in Kunst und Wissenschaften beitrug[21]).

Trotz der Mißstände, die nach Steins Auffassung dem preußischen Staatswesen anhafteten, konnte er Friedrich und seinem Staat doch seine Anerkennung und Verehrung nicht versagen. Denn Stein fand in ihm viel von dem verwirklicht, was er selbst forderte. Er sah die Idee des Rechts im Staate herrschen, der nicht nur das Volk, sondern in gleichem Maße auch der Herrscher unterworfen war. Er fand, angeregt durch das Beispiel des Königs einfache und sparsame Sitten, angestrengte Tätigkeit, trotz der Maschinenhaftigkeit des Staates gute und glänzende Ergebnisse. Aber alles war nur erreicht worden durch die einzigartige Persönlichkeit, die in Friedrich an der Spitze des Staates stand[22]). Mit dem Abtreten dieses Mannes mußte es anders werden im preußischen Staate. Und Stein hatte selbst gesehen, wie schnell der Wechsel eingetreten war. Die Verfassung des Staates bedurfte eben doch der Umformung, die sie ihrem ur-

[19]) Botzenhart, Staatsgedanken, S. 103
[20]) Thimme, Staatsgedanken, S. 78.
[21]) Botzenhart, a. a. O. S. 113 f.
[22]) Botzenhart, a. a. O. S. 103.

sprünglichen Geiste wieder näher brachte[23]) und sie von einer einzelnen Persönlichkeit weniger abhängig machte.

Stein sah in Friedrich den großen Genius, der Preußen seinen ganzen Inhalt und seine Größe gegeben und ihm seinen Weg in die Zukunft gewiesen hatte. In treuer Fortführung der Arbeiten seiner beiden großen Vorgänger hatte Friedrich den Grund gelegt zu Preußens großer Gegenwart und damit auch die Voraussetzungen geschaffen für eine größere Zukunft. Er hatte seinem Volke eine innere Kraft eingeimpft, die selbst durch eine napoleonische Fremdherrschaft nicht gebrochen werden konnte[24]). Der Abglanz seiner Taten und seines Wirkens fiel auf ganz Deutschland und gab so diesem Namen wieder einen Ruf in der Welt[25]).

Friedrich erschien dem Freiherrn vom Stein als der Mann, der den Grund gelegt hatte zu der Kraft und inneren Haltung des preußischen Staates und Volkes, an der er hatte mitarbeiten dürfen, und zu der er mit Stolz und Bewunderung aufblickte. In Friedrich sah er die Kraft begründet, welche das preußische Volk zu dem heldenmütigen und aufopferungsfreudigen Ringen der Freiheitskriege befähigte. Der Geist der Sparsamkeit, des Gehorsams und der Rechtlichkeit, der das Rückgrat der fridricianischen Staates gebildet hatte, und an den er mit seinem Reformwerk anknüpfte, bot Stein die Gewähr für eine Haltung Preußens, die dem Wohle Deutschlands entsprach. Hatte Stein auch am preußischen Staate manchen Mangel zu beklagen, arbeitete er auch mit seinen Reformen dem Geiste des fridricianischen Preußen scharf entgegen, so waren Friedrichs Taten und Wirken doch seiner Verehrung wert. Sie waren ihm ein Vorbild, das Beispiel des großen Preußenkönigs konnte ihm auch der Leitstern seines Handelns sein.

Eine durchaus positive Haltung zu Friedrich dem Großen nahmen die militärischen Vertreter der preußischen Reform ein. Auch diese Männer, die so sehr dazu beitrugen, ein Staatsinstrument zu schaffen, das den fridricianischen Grundsätzen und Traditionen zuwiderlief, haben sich dem von Friedrich ausgehenden Zauber nie entziehen können und ihm ihre große Verehrung immer bewahrt. Daß ihr Urteil über Friedrich sich ausschließlich auf militärischem Gebiete bewegte, erscheint aus der Natur der Sache leicht verständlich.

Clausewitz, der große Theoretiker der neuen Kriegskunst, beschäftigte sich eingehend mit den Formen und Bedingtheiten der fridricianischen Kriegsführung. Freudig hatte er 1806 den endlichen Ausbruch des Krieges begrüßt als eine Besinnung Preußens auf seine alte fridricianische Glanzzeit. Der Anblick des Schlachtfeldes von Roßbach rief bei dem jungen Stabskapitän eine lebhafte Er-

---

[23]) Pertz II, S. 446.
[24]) Pertz V, S. 705, auch Steins Briefe, S. 118.
[25]) Pertz V, S. 704.

innerung der heldischen Größe Friedrichs hervor. „Wenn ich den König in dieser Schlacht selbst nicht in dem Maße bewundere wie der große Haufe des Militärs, so muß ich doch über seine Größe in diesem Zeitpunkt seines Lebens überhaupt erstaunen[26]).“ Diese Zeit, in der Friedrich bei Kollin vollständig geschlagen, er seines Heeres in Preußen durch eine zweite große Schlacht beraubt war, und er bei Breslau in einer dritten Schlacht wiederum einen großen Teil seines Heeres und zwei Drittel von Schlesien verloren hatte, offenbarte Clausewitz so recht die heldenhafte Größe Friedrichs. Denn in dieser verzweifelten Lage dachte der König nicht an Frieden, sondern sammelte nach seinem Siege von Roßbach, „der ihn kaum einen Schritt von dem Abgrunde zurückbrachte, in welchen sein Staat zu stürzen und ihn unter seinen Trümmern zu begraben drohte“[27]), die Reste seiner Truppen und führte sie den unverhältnismäßig überlegenen Oesterreichern bei Leuthen entgegen, entschlossen entweder „alles zu verlieren oder alles wiederzugewinnen wie ein verzweifelter Spieler“. Dieser heldenmütige Kampf des nie verzweifelnden Preußenkönigs riß den jungen Clausewitz hin zu einer „leidenschaftlichen Bewunderung“[28]).

Die gleiche Entschlossenheit und Kühnheit des Handelns vermißte Clausewitz bei den führenden Männern des damaligen Preußen. Er beklagte, daß die Schöpferkraft Friedrichs des Großen aus den Formen, die sie dem preußischen Staate hauptsächlich gegeben hatte, längst entwichen, und nur die leeren Formen übriggeblieben wären[29]). So sah er, wenn auch zuversichtlich, doch nicht frei von einem bangen Vorgefühl der Auseinandersetzung mit Napoleon entgegen.

In seiner späteren Tätigkeit untersuchte Clausewitz eingehend Formen und Bedingtheiten der fridricianischen Kriegsführung und erkannte die Schranken, denen sie unterworfen war[30]). Aber er beurteilte auch die militärischen Einrichtungen Friedrichs als für ihre Zeit durchaus berechtigt und voll ausreichend. Mit ihnen hatte Friedrich sich allein der Oesterreicher erwehren und sein Ansehen im übrigen Europa wahren können. Wenn nach seinem Tode die französische Revolution sowohl der europäischen Politik als auch der Methode der Kriegsführung einen anderen Charakter gab, wenn die deutschen Fürsten nicht, wie sie das 1813 getan haben, schon in den früheren Kriegen dem französischen Volk ihre eigenen Völker entgegensetzten, so war Friedrich daraus kein Vorwurf zu machen, daß er das nicht voraussah. Am Vorabend eines großen Umschwungs der Dinge ist selten die Richtung zu bestimmen, die sie nachher nehmen[31]).

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft arbeitete Clausewitz unter Scharnhorst in hervorragendem Maße an der Umgestal-

---

[26]) Linnebach, Clausewitz, S. 61; auch Rothfels, Clausewitz, S. 7.
[27]) a. a. O. S. 61; bez. S. 7.
[28]) a. a. O. S. 62; bez. S. 8.
[29]) Clausewitz, Nachrichten, S. 420.
[30]) a. a. O. S. 468, und ausführlich in seinem Buch vom Kriege, Werke I—III, und Feldzüge Friedrichs, Werke, Bd. X.
[31]) Clausewitz, Nachrichten, S. 469.

tung des alten preußischen Heeres. Als er in der Krise des Jahres 1812 die Zeit für gekommen hielt, daß Preußen sich von Napoleon löste, wies Clausewitz in einer Denkschrift, seinen berühmten „Bekenntnissen“[32]), eindringlich hin auf die Lage und die Pflicht des preußischen Staates. Er meinte, ganz Europa müsse von Preußen erwarten, „daß es sich noch einmal gegen eine völlige Unterdrückung und Vernichtung erheben und durch einen Kampf auf Leben und Tod Friedrichs Namen sich würdig zeigen werde“[33]).

Interessant ist die Schilderung der allgemeinen Stimmung des preußischen Volkes in den folgenden Ausführungen: „Dieser Name Friedrichs des Zweiten, der in dem Munde aller Preußen ist, läßt das ganze Ausland mit Recht erwarten, daß bei uns noch eine achtungswerte Gesinnung zu finden sei, ein Gefühl für Pflicht, Tugend und Ehre, die, weit entfernt, durch den Druck der Zeit abgestumpft zu sein, vielmehr eine stärkere Federkraft gewonnen haben, und uns mit edlem Unwillen erfüllen“[34]). Aufmerksamkeit verdient auch sein Hinweis auf den Kreis der Männer, die als Zeugen der Taten Friedrichs seinen Namen beständig im Munde führten und nur das gut fanden, was er getan hatte, die aber verächtlich bespöttelten, was nicht nach seiner Manier war. Diese Gegner der Reformen erschienen ihm als unwürdige Nachkommen „jenes Heldengeschlechtes, welches unter Friedrich dem preußischen Namen Hochachtung und Teilnahme in der Welt erworben hat“[35]).

Mit einem Worte Friedrichs schloß Clausewitz seine „Bekenntnisse“: „Gewiß, ich kenne den Wert der Ruhe, die Annehmlichkeit der Gesellschaft, die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu sein, wie irgend jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch Ehrlosigkeit und Niederträchtigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsere Pflicht zu tun, unserem Vaterlande selbst mit unserem Blute treu zu dienen, ihm unsere Ruhe, ja unser ganzes Dasein aufzuopfern“[36]).

Deutlicher konnte Clausewitz sein Bekenntnis zu Friedrich kaum fassen. Er sah mit weiten Kreisen des preußischen Volkes in der Zeit der tiefsten Erniedrigung die Seele des Widerstandes und der Erhebung in dem leuchtenden Vorbilde und der heroischen Gestalt Friedrichs des Großen.

Auch Hermann von Boyen, der verdienstvolle Mitarbeiter und spätere Nachfolger Scharnhorsts, war wie Clausewitz beseelt von einer tiefen Verehrung für den großen Preußenkönig. Boyen gehörte zu den vielen Offizieren, die noch unter dem unmittelbaren Einfluß der Persönlichkeit Friedrichs des Großen aufgewachsen waren. Er hatte

[32]) Pertz, Gneisenau III. S. 623 ff.
[33]) a. a. O. S. 624.
[34]) a. a. O. S. 624.
[35]) a. a. O. S. 625.
[36]) a. a. O. S. 628.

bewußt den ganzen Eindruck des Todes Friedrich in sich aufgenommen[37]). Das hatte ihn damals gedrängt, seiner Trauer Ausdruck zu verleihen: „Sei's dem Jüngling, der mit pochender Brust und tränendem Auge um den Verlust der Zierde der Menschheit trauert, sei es dem erlaubt, um den größten König der Erden, seinen Herrn öffentlich zu weinen. Natur traure, Dein Schmuck ist dahin, Dein Meisterstück ist nicht mehr unter uns, der Mensch, das herrlichste Geschöpf hat seinen Anführer, seinen Bruder verloren; Söhne des Kriegs, Ihr habt Euren Meister, Könige, Ihr habt Euren Lehrer, Ihr Weisen unsres Zeitalters, Ihr habt den, der Euch übertraf, verloren!“[38]). In diesen kurzen Worten kommt die Verehrung und Dankbarkeit, die den jungen Soldaten erfüllte, in packender Weise zum Ausdruck. Sie geben die ganze Begeisterung für Friedrich wieder, die Boyen Zeit seines Lebens nicht verlassen sollte. Als er einige Jahre später für einige Wochen nach Berlin kam, war es seine größte Freude, Sanssouci eingehend besuchen zu können[39]).

Auch der Zusammenbruch von 1806 machte ihn in seinem Glauben an Friedrich nicht irre. In den Neuerungen, die er mit den übrigen Reformern des Heeres durchführte, sah er niemals einen Bruch mit den Grundsätzen Friedrichs, sondern er glaubte, daß der König selbst dazu schon die Anregung gegeben hätte[40]), und Friedrich mit der veränderten Zeit auch seine Regierungsweise geändert haben würde[41]). Wie Clausewitz so war Friedrich auch Boyen in der Krise des Jahres 1812 das Vorbild für seine Gedanken. Wie alle ihm nahestehenden Offiziere hielt er den Feldzug auf Seiten Rußlands gegen Frankreich für unumgänglich. Das Heil der preußischen Kriegsführung sah er in der Strategie, die Friedrich im letzten Teil des 7jährigen Krieges geführt hatte. Er wies wiederholt darauf hin, daß Friedrich, als er sich der Uebermacht seiner Gegner nicht mehr gewachsen fühlte, sich durch ein befestigtes Lager von Bunzelwitz gerettet hätte[42]). Aehnliche kriegerische Maßnahmen empfahl er jetzt auch der preußischen Kriegsführung. „Preußen ist im Augenblick nicht in der Lage, weder seine Armee auf einem Punkt zu vereinigen, noch sie so bedeutend zu verstärken, daß es mit derselben dem französischen Heere eine Schlacht anbieten könnte. Es muß also aus Notwendigkeit bei einem ausbrechenden Kriege die Maxime aller großen Feldherrn in ähnlichen Lagen (Friedrich bei Bunzelwitz) befolgen und seine bewaffnete Mannschaft in verschanzte Lager und Festungen verteilen“[43]). So glaubte er, würde die preußische Armee Napoleon wirksamen Widerstand entgegensetzen können, bis die russische Armee zur Verstärkung heranrückte.

---

[37]) Boyen, Erinnerungen I. S. 13 f., auch Meinecke, Boyen I. S. 20.
[38]) Boyen, Erinnerungen I. S. 380.
[39]) a. a. O. S. 27.
[40]) a. a. O. S. 319/476 ff., auch Meinecke, Boyen I. S. 170.
[41]) Boyen. Erinnerungen II. S. 31 ff./38.
[42]) a. a. O. S. 396.
[43]) a. a. O. S. 413.

Die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde erfüllten sich nicht. Preußen zog an Napoleons Seite gegen Rußland ins Feld. Da empfahl Boyen auch den Russen eine konsequente Zauderstrategie, das Ausweichen jeder entscheidenden Schlacht. „Bleiben Rußlands Heere den Regeln einer richtigen Kriegskunst treu und befolgen unerschütterlich die Maximen, welche man noch jederzeit mit Glück gegen überlegene Feldherrn, gegen überlegene Armeen ausüben sah, dann ist noch keineswegs das Vordringen der französischen Armeen der entschiedene Schritt zur Beendigung des Krieges"[44]). Für beide Fälle, zu deren einem die Krise führen mußte, sah Boyen die Möglichkeit eines erfolgreichen Kampfes in den Methoden, zu denen Friedrich durch die Umstände gegen Ende seines schweren Kampfes sich veranlaßt sah.

Boyen, ein Zögling des fridricianischen Heeres, der neben Scharnhorst wie kein anderer zur Umgestaltung des preußischen Heerwesens beitrug, faßte seine Arbeit auf, nicht als einen Bruch, sondern als eine Fortentwicklung des fridricianischen Heeres in dem Geiste einer neuen Zeit. So konnte er seine Begeisterung und Verehrung für Friedrich den Großen auch allezeit lebendig bewahren.

Schluß.

Wenn wir zum Schluß noch einmal die Zeugnisse aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts überblicken, muß uns auffallen, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Männern sich bewußt und eingehend mit der Persönlichkeit des großen Preußenkönigs befaßt hat. Wir sollen daraus aber keinen Rückschluß ziehen auf den Umfang der Beschäftigung jener Zeit mit Friedrich überhaupt. Denn eine Reihe von Zeugnissen weist darauf hin, daß gerade in der Zeit des nationalen Niederganges die Erinnerung an die großen Taten des Königs sehr lebendig war. In Volk und Heer hatte sie sich ununterbrochen wacherhalten, in den Reihen der Gebildeten war sie wieder wachgerufen worden durch die Zeitereignisse und die Beschäftigung mit ihren Ursachen. In Anerkennung und Verdammung tat sie sich kund. In den Reihen der preußischen Reform war sie lebendig, während auch die Opposition glaubte, Friedrich den Großen für sich in Anspruch nehmen zu sollen. Die Verschiedenheit der Urteile läßt aber nicht verkennen, daß bei aller Bewunderung der genialen Persönlichkeit des Königs und ihrer Leistungen Wesen und Inhalt dieses Urteils doch auch entscheidend bestimmt wurden durch die Verbundenheit und Stellung des Einzelnen zum preußischen Staat, der seine wesentlichen Züge erst durch Friedrichs Wirken erhalten hatte. In mehr oder weniger deutlicher Weise hebt sich bei allen eine bemerkenswerte Parallele ab zwischen ihrer Stellung zum absolutistischen Preußen und dem Urteil über Friedrich den Großen. Das zeigen Arndts

[44]) Boyen, Erinnerungen III. S. 493.

bitteren und leidenschaftlichen Anklagen, das ist aber auch der Hintergrund zu Schleiermachers berühmter Predigt. Und ebenso war Müllers historisches Urteil bedingt. Um Preußen als das Preußen Friedrichs des Großen zu erhalten, führte von der Marwitz seinen erbitterten Kampf gegen die Reformen, während die Reformer und ihre Freunde andererseits glaubten, Friedrichs Staat fortbilden zu sollen, um seinen Schöpfer recht zu ehren.

Der Erfolg gab ihnen Recht. In wenigen Jahren vermochten sie Preußens Volk und Staat auf die ruhmreichste Rolle in der Weltgeschichte vorzubereiten. Und es kann kein Zweifel sein, daß die Erinnerung an Friedrichs Größe und Heldenmut eine der starken sittlichen Kräfte war, welche die preußischen Kämpfer in das schwere Ringen begleiteten und das Volk zu den größten Opfern anreizten. Mit gutem Recht durfte Wilhelm von Humboldt nach der Leipziger Schlacht schreiben: „Napoleon gab sich das Ansehen, als wenn Friedrich der Zweite nur für Augenblicke seinen Staat aufgebaut hätte. Was er getan hat, wird jetzt erst recht sichtbar, denn, was man auch sagen mag, der Grund des jetzigen Impulses in Preußen kommt noch unleugbar von ihm her“[1]).

In der Zeit nach dem Wiener Kongreß tritt die Beschäftigung mit Friedrich dem Großen dagegen auffallend zurück. Gewiß fehlt es nicht an Zeugnissen über ihn aus dieser Zeit. Besonders Schleiermacher nahm in seinen Akademiereden immer wieder Gelegenheit, das Gedächtnis des großen Monarchen wach zu erhalten. Aber bei der lebhaften und überwiegenden Beschäftigung mit der Frage freiheitlicher Verfassungen trat Friedrichs Gestalt doch sehr in den Hintergrund.

Interessanter aber als diese zeitlichen Verschiedenheiten ist der Unterschied in der sachlichen Beurteilung des Königs. Wenn auch bei allen die persönliche Größe des Königs nie in Frage gestellt wurde, so wies doch die Beurteilung seines Werkes und Wirkens einen tiefgehenden Unterschied auf, in welchem dann, allerdings durch das geschichtliche Geschehen bedingt, eine interessante Entwicklung vor sich ging.

Arndt und Schleiermacher, wenn sie auch nicht alle Differenzierungen dieses Urteils wiedergeben können, erscheinen uns als die typischen Vertreter der beiden Urteilsrichtungen.

Ernst Moritz Arndt sah als höchstes Ziel seines Strebens die Einheit Deutschlands, weil nur Deutschlands Einheit ihm Deutschlands Stärke, Deutschlands Stärke ihm aber allein Europas Ruhe verbürgte. Allein diese Haltung ließ ihn in offener Gegnerschaft seine schweren Anklagen der Zerschlagung der Reichseinheit gegen Friedrich vorbringen, während andererseits Schleiermacher, der die „Schwachheit“ hatte, in erster Linie Preuße, und zwar überzeugter Preuße zu sein, Friedrichs politisches Handeln unbedingt bejahte. Neben dieser Verschiedenheit ihrer Stellung waren beide aber inner-

[1]) Humboldt, Briefe IV. Seite 160, vergl. dazu auch Dohm, Bd. V. S. 3.

lich doch sehr stark verbunden durch ihre innenpolitische Forderung der Erfüllung des staatlichen Lebens mit den lebendigen sittlichen Kräften der Nation, der Mitwirkung des Einzelnen an den staatlichen Angelegenheiten zur Erziehung eines pflicht- und gemeinschaftsbewußten Staatsbürgers. Diese Forderung vertiefte Arndts Abneigung. Eben aus diesem Grunde verdammte er Friedrichs Zeit als die Zeit der Geistigkeit, der Maschinenhaftigkeit und mit ihr Friedrich als ihren reinsten Ausfluß, während Schleiermacher, der die Schwächen des preußischen Staates, der allzu sehr an den bloßen Formen Friedrichs kleben geblieben war, und die Notwendigkeit ihrer Abhilfe recht zeitig erkannte, den Wert und die Formen dieser Zeit als die Vorläufer seiner Gegenwart erkennen wollte und sie dementsprechend würdigte. Daß sie überaltert waren und sich überlebt hatte, sah auch er, glaubte aber doch, etwas „Ewiges und Unvergängliches" in ihnen zu erkennen, was wohl wert war, dem preußischen Volke und Staat erhalten und fortgebildet und so in den Dienst der Erneuerung gestellt zu werden. Darum konnte Schleiermacher sich sofort begeistert der Reform anschließen und von dieser Ebene sowohl Friedrich wie auch sein Wirken entsprechend würdigen.

Und wie Schleiermacher, so waren auch alle jene großen Männer, wie Stein, Arndt, Süvern, Niebuhr und viele mehr, die, obwohl sie zum größten Teil von Geburt selbst keine Preußen waren, mit ihren Namen und Taten mit der Wiedergeburt des preußischen Staates untrennbar verknüpft sind, die diesen Staat freudig neu belebten und in der Stunde der Gefahr ihr Leben für ihn einsetzten, ein jeder in seiner Art aufrichtige Verehrer Friedrichs gewesen; nicht blinde Nachbeter wie Rüchel, sondern aufrichtige Bewunderer und ehrliche Kritiker des großen Königs und sich dessen bewußt, daß sie nur Fortsetzer waren an dem großen Werke, von dem Schleiermacher gesprochen hatte.

Freilich war auch Schleiermacher in seiner Würdigung von Friedrichs Werk von der geschichtlichen Treue abgekommen. Im Gegensatz zu Arndt verfiel er in das Bestreben, seine politischen Wünsche und Forderungen mit der Gestalt Friedrichs und dessen Wirken zu einem Idealbilde zu verbinden und zu gestalten. In seiner Vorstellung mußte darum ein Bild entstehen, das ebensowenig geschichtstreu ist wie das Arndts. So sah Schleiermacher nicht wie Arndt in Friedrich den Zerstörer der deutschen Reichseinheit und damit den Begründer von Deutschlands Schwäche, sondern im Gegenteil den Genius, der Preußen seinen Weg in Deutschland und Europa gewiesen hatte, dessen Wirken ein Segen war, der in Preußen bereits den Grund gelegt hatte, zu den Arbeiten, welche von den Reformern in der rechten Weise fortgeführt werden sollten.

Zwischen diesen beiden Auffassungen bestand zunächst ein tiefgehender Unterschied, der unüberbrückbar erscheint. Bedingt war er neben dem mangelnden historischen Abstand und dem Fehlen wirklicher historischer Forschung vor allem durch die Herkunft und politische Entwicklung beider Männer und die Haltung Preußens in den

Zeitereignissen bis zum Ausbruch der Freiheitskriege. Während Schleiermacher in seinem Urteil keiner merklichen Wandlung unterlag, ging bei Arndt eine grundsätzliche Umkehr seines Urteils vor sich, die eingehend dargestellt wurde. Arndts Urteil, das die Forderung der deutschen Einheit als Grundlage hatte, wandte sich dem Schleiermachers zu, das begründet war auf der Reform als einer Weiterführung des Werkes Friedrichs des Großen. Während zu Beginn unseres Zeitraumes eine grundsätzlich verschiedene Haltung die Stellung der beiden Männer charakterisierte, können wir feststellen, daß von den Freiheitskriegen an eine zunehmende Annäherung beider Urteile zu einer freudigen Bejahung des großen Preußenkönigs stattgefunden hat.

Diese Entwicklung ist ein interessantes Beispiel dafür, wie ein Urteil durch den Erfolg bestimmt werden kann. Ohne Zweifel war Friedrich derselbe große König, als der er nun erschien, auch wenn Preußen, was nach 1806 doch durchaus nicht undenkbar war, sich von seinem Sturze nicht erhoben hätte. Es scheint aber doch fraglich, ob dann eine ähnliche Entwicklung in der Beurteilung Friedrichs eingetreten wäre. Wir vermögen kaum zu glauben, daß Ernst Moritz Arndts Urteil sich in ähnlicher Weise gewandelt haben würde, wenn er nicht die große Erhebung und die Wiederherstellung des preußischen Staates miterlebt hätte. Aber auch die Beurteilung Friedrichs durch Arndts Zeitgenossen würde wohl eine andere Entwicklung genommen haben, würde Friedrichs Staat nicht in altem Glanze wieder erstanden sein. Gewiß würde man auch weiterhin das Genie dieses größten Königs der preußischen Geschichte bewundert haben, der dann vorübergehend einen kleinen Staat auf eine unverhältnismäßige Höhe gebracht hätte. aber man würde neben der Anerkennung der rein persönlichen Größe im Sinne Arndts doch wohl immer mehr die Mittel beklagt haben, deren er sich zur Errichtung dieser dann kurzen und zerbrechlichen Größe bedient hatte. Wir möchten wohl glauben, daß je länger desto mehr man in dem Gang der Ereignisse, wie das doch weithin schon geschehen war, eine Strafe des Himmels, ein Gottesurteil, erblickt hätte. Das Urteil über Friedrich den Großen würde ohne Zweifel eine andere Richtung genommen haben.

Nun aber hatte Preußen sich wieder erhoben. Getreu dem Vorbilde, das Friedrich ihm gegeben hatte, hatte es vor allen anderen Mächten in den Freiheitskriegen Unverhältnismäßiges geleistet. Die Siege über Napoleon, die Wiederherstellung der preußischen Macht in ihrem vollen Umfange, die hervorragende Stellung, die vor allem Schlesien in diesem Kampfe eingenommen hatte, hatten Friedrichs Werk gerechtfertigt, seine Gegner mit ihm ausgesöhnt. Friedrich war nun nicht mehr der Stifter eines unseligen Zustandes. sein Gedächtnis gereichte dem deutschen Volke nun nicht mehr zum Fluch, sondern er erschien als der eigentliche Begründer der preußischen Macht, der dem preußischen Volke einen hohen und tapferen Geist eingehämmert hatte, der Preußen, der deutschen Großmacht, den Weg vorbereitet hatte zu seiner großen Aufgabe in Deutschland.

Die Zeit der deutschen Erhebung ist für die geschichtliche Erforschung des fridricianischen Zeitalters ganz unfruchtbar gewesen. Dohm sowohl wie Schleiermacher haben das beklagt, der Versuch Johannes von Müllers war in den Anfängen stecken geblieben. Ein quellenmäßiges Erforschen von Friedrichs Persönlichkeit und Wirken sollte einer späteren Zeit überlassen bleiben.

In der Bildung der politischen Meinung jener Epoche dagegen nahm die überragende Gestalt Friedrichs des Großen einen hervorragenden Platz ein. Mochten jene Männer der preußischen Reform und der deutschen Einheitsbewegung wie auch die der altständisch-feudalen Opposition im einzelnen in ihrem politischen Wollen noch so differenziert sein, mochten sie ihre politischen Ideen aus den verschiedensten Quellen schöpfen, keiner von ihnen hatte es vermocht, sich dem tiefen Eindruck zu entziehen, den Friedrich und sein preußischer Staat auf sie ausgeübt hatte. Und auch das Volk, zunächst zum größten Teil indifferente Masse, sah unter dem Druck der napoleonischen Fremdherrschaft sehnsüchtig zurück nach dem großen Helden, der den preußischen Staat zu seiner glänzenden Höhe geführt hatte und harrte der Wiederaufrichtung der so tief gestürzten fridricianischen Monarchie. Unter dem Druck der Fremdherrschaft und in dem Sturm der Freiheitskriege bahnten sich die großen Ideen der deutschen Einheit und Freiheit ihren Weg. Tastend und noch ungeklärt begann sich mit ihnen auch schon der Gedanke einer preußischen Vorherrschaft in dem Denken und Fühlen der Vorkämpfer des deutschen Nationalstaates durchzusetzen. Gewiß war das eine Folge der Haltung Preußens und seines Volkes in dem großen Ringen um die äußere deutsche Freiheit, aber sie wäre doch unmöglich gewesen ohne die überragende Gestalt Friedrichs des Großen, in der dem deutschen Volke seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder ein wirklicher nationaler Held erstanden war.

Literatur- und Quellenverzeichnis.

Andreas, Willy, siehe bei von der Marwitz.

Anzeige der durch den Tod Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen, und die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Zweyten veranlaßten Schriften. In Allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. LXXX.

Archenholz, J. W. von, Betrachtungen eines Deutschen am Grabe der preußischen Monarchie. In Minerva 1806, IV. Teil.

Arndt, Ernst Moritz, Gesammelte Werke. Herausg. von Wilhelm Steffens. Berlin — Leipzig.

— Ansichten und Aussichten der Teutschen Geschichte 1814.

— Belgien und was daran hangt. Leipzig 1834.

— Blick aus der Zeit in die Zeit. 1814.

— Briefe an Freunde. Altona 1810.

— Briefe an eine Freundin, siehe Langenberg.

— Briefe an den Grafen General Schwerin. Im Nordischen Kontrolleur. Stockholm 1808—1810.

— Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813.

— Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 1840.

— Erklärung über einen wichtigen Gegenstand. In Minerva 1807, I. Teil.

— Geist der Zeit. Teil I—IV. Altona — London — Berlin 1805—1818.

— Germanien und Europa. Altona 1803.

— Historisches Taschenbuch auf 1813.

— Mehrere Ueberschriften nebst einer Zugabe. Leipzig 1831.

— Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben. Teil I. Leipzig 1847.

— Phantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige teutsche Verfassungen. 1815.

— Pro populo germanico. Berlin 1854.

— Ueber den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate 1815.

— Ueber Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen. Frankfurt a. M. 1815.

Haym, R., Ernst Moritz Arndt. In Preußische Jahrbücher V (1860).

Kamptz, C. A. von, Ueber die Geisteskultur im deutschen Norden, besonders in den Kgl. Preußischen Staaten. In Minerval 1806, IV. Teil.

Langenberg, E., E. M. Arndts Briefe an eine Freundin. Berlin 1878.

Meisner-Geerds, E. M. Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Berlin 1898.

Müsebeck, Ernst, Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild. Bd. I. Gotha 1914.

E. M. Arndt. Staat und Vaterland. Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften. München 1921.

Ernst Moritz Arndts Stellung zum fridricianischen Preußen und zur französischen Revolution. In Preußische Jahrbücher 117 (1904).

(Neumann, K. G.) E. M. Arndts Urtheil über Friedrich den Großen. Berlin 1818.

Rassow, E. M. Arndt und der preußische Staat. In Pommersche Jahrbücher VIII. Greifswald 1907.

Ruth, Paul Hermann, Arndt und die Geschichte. München-Berlin 1930.

Bauer, Johannes, siehe bei Schleiermacher.

Bernhardi, Th. von, siehe bei Clausewitz.

Blasendorff, C., Gebhardt Lebrecht von Blücher. Berlin 1887.

Botzenhart, E., siehe bei Stein.

Boyen, Hermann von, Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Herausg. von Friedrich Nippold. 3 Bd. Leipzig 1889/90.

Meinecke, Friedrich, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. 2 Bd. Stuttgart 1896/99.

Clausewitz, Carl von, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. In Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausg. vom Großen Generalstabe. Heft 10. Berlin 1888.
— Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobiesky, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig. In Hinterlassene Werke, Bd. 10. Berlin 1837.
— Vom Kriege. Hinterlassene Werke, Bd. 1—3. Berlin 1832—34.
Bernhardi, Th. von, C. von Clausewitz. In Beihefte zum Militärwochenblatt 1878. Berlin 1878.
Linnebach, Karl, Karl und Maria von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Berlin 1916.
Pertz, G. H., Gneisenau. 3. Bd. Berlin 1864—80.
Rothfels, Hans, C. von Clausewitz. Politische Schriften und Briefe. München 1922.
Czygan. P., Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege. 3. Bd. Leipzig 1909—11.
Dilthey, Wilhelm, siehe bei Schleiermacher und Süvern.
Docen, B. J., Ueber die Selbständigkeit und Reinerhaltung unserer Literatur und Sprache. Rückerinnerungen und Wünsche. In Ludens Nemesis, Bd. II.
Dohm, Chr. W. von, Denkwürdigkeiten meiner Zeit. 5 Bd. Lemgo-Hannover 1814—1819.
Drüner, Hans, siehe bei Stein.
Eckardt, Fritz, siehe bei Jahn.
Einige Erfahrungen aus den letzten Feldzügen und fromme Wünsche für Teutschland. In Ludens Nemesis, Bd. III.
Eisenhart, Fr. von, Die Denkwürdigkeiten des Generals Friedrich von Eisenhart, 1769—1839. Herausg. von Ernst Salzer. Berlin 1910.
Euler, Carl, siehe Jahn.
Fichte, Immanuel Hermann, siehe Fichte, Johann Gottlieb.
Fichte, Johann Gottlieb, Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution. Herausg. von Dr. Reinhard Strecker. Leipzig 1922.
— Politische Fragmente. Herausg. von Dr. R. Strecker. Leipzig 1925.
— Reden an die deutsche Nation. In Sämtliche Werke Bd. VII. Berlin 1846.
— Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten. Herausg. von Dr. R. Strecker. Leipzig 1919.
Fichte, Immanuel Hermann, Johann Gottlieb Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel. Bd. 1. Berlin 1862.
Fouqué, Friedrich de la Motte, Lebensgeschichte. Halle 1840.
Janson, Friedrich, Fichtes Reden an die deutsche Nation. Berlin-Leipzig 1911.
Lasson, Adolf, J. G. Fichte im Verhältnis von Kirche und Staat. Berlin 1863.
Steig, R., Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin-Stuttgart 1901.
Wallner, Nico, Fichte als politischer Denker. Werden und Wesen seiner Gedanken über den Staat. Halle 1926.
Zeller, E., Johann Gottlieb Fichte als Politiker. In Hist. Zeitschrift, Bd. 4.
Fouqué, Friedrich de la Motte, siehe bei Fichte.
Fournier, August, Zur Geschichte des Tugendbundes. In Historische Studien und Skizzen. Bd. 1. Prag-Leipzig 1885.
Görisch, W., Friedrich der Große in den Zeitungen. Berner Dissertation. Berlin 1910.
Goethe, Johann Wolfgang von, Dichtung und Wahrheit. Werke, Weimarer Ausgabe I. Teil. Bd. 26 und 27.
— Italienische Reise. Werke I. Teil. Bd. 30.
Haug, E., siehe Müller.
Haym, R., siehe Arndt.
Huch, Ricarda, siehe Stein.

Humboldt, Wilhelm von, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Bd. IV. Berlin 1910.
Jahn, Friedrich Ludwig, Werke. Herausg. von C. Euler. 3 Bd. Hof 1884—87.
Eckardt, Fritz, Fr. L. Jahn. Eine Würdigung seines Lebens und Wirkens. Dresden 1922.
Pröhle, H., F. L. Jahns Leben. Berlin 1855.
Schultheiß, F. G., Fr. L. Jahn. Berlin 1894.
Janson, Friedrich, siehe bei Fichte.
Kallen, Gerhard, siehe bei Stein
Kamptz, C. A. von, siehe bei Arndt.
Klüpfel, Karl, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang dargestellt. Leipzig 1853.
Knesebeck, C. F. von dem, Bruchstücke aus den hinterlassenen Papieren des kgl. preuß. Generalfeldmarschalls C. F. von dem Knesebeck. Zusammengestellt von A. v. K. Magdeburg 1850.
Köppen, Karl Friedrich, Friedrich der Große und seine Widersacher. Leipzig 1840.
Koser, Reinhold, Festrede anläßlich des 200. Geburtstages Friedrichs des Großen in der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. In Sitzungsberichte 1912. I. Teil. Berlin 1912.
— Geschichte Friedrichs des Großen. 4 Bd Stuttgart-Berlin 1912.
Langenberg, E., siehe Arndt.
Lasson, Adolf, siehe Fichte
Lehmann, Max, siehe Stein.
Linnebach, Karl, siehe Clausewitz.
Marcks, Erich, Die Nachwirkung Friedrichs des Großen. In Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte. Bd. 1. Leipzig 1916.
Marwitz, Fr. L. A. von der, Aus dem Nachlasse Friedrich Ludwig Augusts von der Marwitz auf Friedersdorff. 2 Bd. Berlin 1852.
Andreas, Willy, Marwitz und der Staat Friedrichs des Großen. In Geist und Staat. Historische Portraits. München-Berlin 1927.
Meusel, Friedrich, Friedrich Ludwig August von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. 3 Bd. Berlin 1908—13.
Meinecke, Friedrich, siehe Boyen.
— Das Zeitalter der deutschen Erhebung. Bielefeld-Leipzig 1913.
— Preußen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin-München 1918.
— Weltbürgertum und Nationalstaat. München-Berlin 1928.
Meisner-Geerds, siehe Arndt.
Meusel, Friedrich, siehe Marwitz.
Mitteilungen aus dem Literaturarchiv, siehe Süvern.
Mommsen, Wilhelm, Die deutsche Einheitsbewegung. Berlin.
Müller, Johannes von, Sämtliche Werke. Bd. 7—10. Bd. 17. Tübingen 1810—12.
Haug, E., Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Johannes von Müller. Frauenfeld 1893.
Müsebeck, Ernst, siehe Arndt und Schleiermacher.
Neumann, K. G., siehe Arndt.
Niebuhr, Barthold Georg, Geschichte des Zeitalters der Revolution. Hamburg 1845. Bd. 1.
— Nachgelassene Schriften nicht philosophischen Inhalts. Hamburg 1842.
— Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. 2. Aufl. 1815.
Troska, Ferdinand, Die Publizistik zur sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß. Hallenser Dissertation. Halle 1891.
Nippold, Friedrich, siehe Boyen.
Pertz, G. H., siehe Clausewitz und Stein.
Pommersche Jahrbücher, siehe Arndt.
Preuß, Georg Friedrich, Die Quellen des Nationalgeistes der Befreiungskriege Sonderabdruck aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Berlin 1914.

Pröhle, H., siehe bei Jahn.
Radloff, Frankreichs Sprach- und Geistestyrannen über Europa seit dem Rastadter Frieden im Jahre 1714. Leipzig 1814.
Reicke, Rudolf, Aus dem Leben Scheffners. In Altpreußische Monatsschrift. Bd. 1. Königsberg 1864.
— Der Kriegsrat Scheffner und die Königin Luise. In Altpreußische Monatsschrift. Bd. 1. Königsberg 1864.
Ritter, Gerhard, siehe Stein.
Rothfels, Hans, siehe Clausewitz.
Rüß, Fr., Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs. Berlin 1815.
Ruth, Paul Hermann, siehe Arndt.
Scheffner, J. G., Mein Leben, wie ich es selbst beschrieben. Leipzig 1816—23.
Schleiermacher, Friedrich, Aus Schleiermachers Leben, Briefe. 4 Bd. Berlin 1858—63.
— Sämtliche Werke II. Teil. Bd. 1. Predigten. Berlin 1834.
— Sämtliche Werke III. Teil. Bd. 3. Philosophische Schriften. Berlin.
Bauer, Johannes, Schleiermacher als patriotischer Prediger. Gießen 1908.
Dilthey, Wilhelm, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. In Allgem. Deutsche Biographie. Bd. XXXI.
— Leben Schleiermachers. Bd. 1. Herausg. von Hermann Mulert. Berlin-Leipzig 1922.
— Schleiermachers politische Gesinnung und Wirksamkeit. In Preußische Jahrbücher Bd. 10.
Müsebeck, Ernst, Schleiermacher in der Geschichte der Staatsidee und des Nationalbewußtseins. Berlin 1927.
Smend, J., Die politische Predigt Schleiermachers von 1806—1808. In Straßburger akademische Reden. Straßburg 1906.
Steffens, Henrich, Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, mit besonderer Berücksichtigung auf Deutschland. Berlin 1817.
— Was ich erlebte. Bd. V. Breslau 1842.
Schön, Theodor von, siehe bei Süvern.
Schöning, Friedrich der Zweite, König von Preußen. Ueber seine Person und sein Privatleben. Berlin 1808.
Schnabel, Franz, Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts. Leipzig-Berlin 1925.
— Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. 1. Freiburg 1928.
Schultheiß, F. G., siehe Jahn.
Seidl, C. von, Friedrich der Große und seine Gegner. Gotha Erfurt 1819.
— Beleuchtung manches Tadels Friedrichs des Großen, Königs von Preußen, veranlaßt durch den 4. und 5. Band der Denkwürdigkeiten des Herrn von Dohm. Liegnitz 1821.
Smend, J., siehe Schleiermacher.
Spranger, Eduard, Philosophie und Pädagogik der preußischen Reformzeit. In Historische Zeitschrift 104 (1909).
Steffens, Henrich, siehe bei Schleiermacher.
Stein, Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom, Die Briefe des Freiherrn vom Stein an den Freiherrn von Gagern von 1815—1831. Stuttgart-Tübingen 1833.
— Staatsgedanken. Herausg. von E. Botzenhart. Tübingen 1924.
— Staatsschriften und politische Briefe. Herausg. von Hans Thimme. München 1921.
Botzenhart, E., Die Staats- und Reformideen des Freiherrn vom Stein. Tübingen 1927.
Drüner, Hans, Der nationale und universale Gedanke bei dem Freiherrn vom Stein. In Hist. Vierteljahrsschrift XXII. (1922).
Huch, Ricarda, Stein. Wien-Leipzig 1925.
Kallen, Gerhard, Der Freiherr vom Stein als deutscher Staatsmann. In Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung II. Leipzig-Berlin 1926.

Lehmann, Max, Freiherr vom Stein. 3 Bd. Leipzig 1902—05.
— Der Ursprung der Städteordnung von 1808. In Preußische Jahrbücher 93 (1898).
Ritter, Gerhard, Der Freiherr vom Stein und die politischen Reformprogramme des Ancien Regime. In Historische Zeitschrift 137/138 (1927/28).
— Die Staatsanschauung des Freiherrn vom Stein. Ihr Wesen und ihre Wurzeln. Berlin 1927.
— Stein. Eine politische Biographie. Stuttgart-Berlin 1931.
Ulmann, H., Ueber die neue Auffassung des Freiherrn vom Stein. In Historische Vierteljahrsschrift XIII. 1910.
Weniger, E., Rehberg und Stein. In Niedersächsische Jahrbücher. Bd. II. Hildesheim 1925.
Steig, R., siehe bei Fichte.
Stettiner, Paul, Der Tugendbund. Königsberg 1904.
Süvern, Johann Wilhelm, Erinnerung an einige merkwürdige Aeußerungen Friedrichs des Großen. Berlin 1813.
— Vorlesungen über deutsche Geschichte, 9. und 10. Vorlesung. In Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin. Bd. 3. Berlin 1901. Vorlesungen über deutsche Geschichte. Nachschrift aus dem Besitz der Literaturarchivgesellschaft in Berlin.
Dilthey, Wilhelm, Johann Wilhelm Süvern. In Allgem. Deutsche Biographie. Bd. XXXVII.
Reicke, Rudolf, Der Kriegsrat Scheffner und die Königin Luise. In Altpreußische Monatsschrift, Bd. 1. Königsberg 1864.
Schön, Theodor von, Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön. II. Teil. Bd. 4. Berlin 1876.
Varrentrapp, C., Süvern über Friedrich den Großen. In Historische Zeitschrift 81. (1898.)
Sybel, Heinrich von, Vorträge und Aufsätze. Berlin 1875.
Tantae molis erit, Germanam condere gentem! So viel Mühsal ist's, das germanische Volk zu begründen. Ein politisches Glaubensbekenntnis. In Deutsche Blätter, Bd. V.
Thimme, Hans, siehe bei Stein.
Die Tendenz des Zeitalters, nur um Ueberzeugung willen zu glauben und zu gehorchen. In Ludens Nemesis, Bd. VII.
Treitschke, Heinrich von, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 5 Bd. Leipzig 1927.
— Historische und politische Aufsätze. Leipzig 1865.
Troska, Ferdinand, siehe bei Niebuhr.
Ueber das Verhältnis der Teutschen Sprache zur Französischen, nebst einigen verwandten Bemerkungen. In Ludens Nemesis, Bd. XII.
Ueber den Charakter der Bauern, welche bürgerliche Achtung, Freiheit und Eigenthum genießen, und über die Dringlichkeit, daß ihnen künftig eigene Vertretung in den Verfassungen gegönnt werde. In Ludens Nemesis, Bd. X.
Ueber den preußischen Heldengeist. In Deutsche Blätter, Bd. I.
Ueber die Gestaltung des Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Ludens Nemesis, Bd. V.
Ueber die Königliche Preußische Verordnung, wegen Erhaltung der Grundeigentümer, Wien, den 1. März 1815. In Ludens Nemesis Bd. V.
Ueber Preußens Wiederherstellung im Jahre 1813. (Vorgelesen in der Neujahrsnacht.) In Ludens Nemesis Bd. I.
Uhlmann, Johannes, Joseph Görres und die deutsche Einheits- und Verfassungsfrage bis zum Jahre 1824. Dissert. Leipzig 1912.
Ulmann, H., siehe bei Stein.
Varrentrapp, C., siehe bei Süvern.
Volz, Gustav Berthold, Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit, Berlin.

Wachter, Fr., Bericht des Grafen Beugnot, kaiserl. Kommissars in Düsseldorf an Savary, Herzog von Rovigo, über die allgemeine Stimmung in Preußen im Jahre 1811. In Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte Bd. IX.

Wallner, Nico, siehe bei Fichte.

Was waren wir, was sind wir, was werden wir werden? Freimüthig beantwortet von einem Preußen. In Minerva 1810. Teil IV.

Weniger, E., siehe bei Stein.

Wiegand, Wilhelm, Friedrich der Große. Bielefeld-Leipzig 1922.

— Friedrich der Große im Urtheil der Nachwelt. Straßburg 1888.

Zeller, E., siehe bei Fichte.

Zur Rechtfertigung der Bauern im preußischen Staat gegen den Herrn von Schütz und dessen Behauptungen im 5. Heft der Isis. In Ludens Nemesis Bd. X.

Lebenslauf.

Am 3. September 1902 bin ich, Wilhelm Hermann Meise, in Herford als ältester Sohn des Landwirts und Fuhrparkverwalters Franz Meise und seiner Ehefrau Auguste Wulfmeyer geboren. Ich besitze die deutsche Reichsangehörigkeit und bekenne mich zum evangelisch-lutherischen Glauben. Nach Erledigung der Grundschulpflicht besuchte ich die Realschule meines Heimatortes, dann die Oberrealschule in Bielefeld, die ich Ostern 1922 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Vom 1. April 1922 bis zum 31. März 1925 war ich als Steuersupernumerar im Dienst der Reichsfinanzverwaltung am Finanzamt in Herford tätig. Im Sommer-Semester 1925 bezog ich die Philipps-Universität, um Geschichte, Geographie und Deutsch zu studieren. Gleichzeitig nahm ich an den Kursen zur Ausbildung von Turn- und Sportlehrern teil. Im Winter-Semester 1927 und Sommer-Semester 1928 besuchte ich die Universität Hamburg, kehrte aber im Winter-Semester 1928 nach Marburg zurück, um dort meine Studien zu beenden.

Meine akademischen Lehrer waren: In Marburg: Busch †, Elster, Häpke †, Helm, von Hofmann, Jaensch, Kähler, Küch, Mannhardt, Maync, Mommsen, von Premerstein, Rehmke †, Schultze-Jena, von Soden, Stengel, Wagner. In Hamburg: Fehling, Görland, Hashagen, Kanter, Lütgens, Passarge, Petsch, Rein, Westphal. Allen meinen akademischen Lehrern, insonderheit Herrn Professor Dr. Mommsen, auf dessen Anregung hin ich die vorliegende Arbeit angefertigt habe und der mir immer mit seinem Rat beigestanden hat, fühle ich mich zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Am 24. Februar 1927 erledigte ich in Marburg die staatliche Prüfung als Turn- und Sportlehrer, unterzog mich am 4. August 1931 der mündlichen Doktorprüfung und legte am 22. Juli 1932 ebenfalls in Marburg die wissenschaftliche Prüfung für das höhere Lehramt ab. Am 3. Oktober 1932 wurde ich dann vom Provinzialschulkollegium Münster zum Studienreferendar ernannt, für den Winter 1932 zum Dienst an der Christlichen Bauernhochschule Loshausen in Hessen und vom 1. April 1933 ab für den Freiwilligen Arbeitsdienst beurlaubt. Seit diesem Tage bin ich im Freiwilligen Arbeitsdienst tätig, zunächst als Dienstwilliger im Lager Wichernhaus Hagen und seit dem 10. April 1933 als Unterrichtsleiter und Lagerführer in Eichen bei Kreuztal. Bei der Umorganisation des Freiwilligen Arbeitsdienstes wurde ich am 15. September 1933 der Arbeitsdienstgruppe 209 in Hilchenbach zunächst als Adjutant, dann als Gruppenunterrichtsleiter zugeteilt. Diesen Dienst versehe ich noch heute.